

**Das Deutsch-Ostafrikanische  
Schutzgebiet.**



# Das Deutsch-Afrikanische Schutzgebiet.

Im amtlichen Auftrage

von

Dr. Karl Peters.

Mit 23 Vollbildern und 21 Textabbildungen, sowie 3 Karten in besonderer Mappe.



München und Leipzig.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

1895.

**Nachdruck verboten.**

**Autotypieen von Oscar Conzé, Chemigraphische Hofkunstanstalt in München.  
Papier der München-Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinpapierfabrikation  
in München.**

## Vorwort.

---

Die nachfolgende Darstellung ist veranlaßt durch einen Erlaß der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, welcher mir auftrag, eine Beschreibung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes besonders nach der Seite seiner wirtschaftlichen Verwendungsmöglichkeit zu unternehmen. Es liegt auf der Hand, welchen Wert eine solche Arbeit für die praktische Erschließung eines neuen Landes zu gewinnen vermag. Thatsächlich kann nur sie die feste Grundlage bilden für eine objektive Beurteilung und Wertschätzung der neu erworbenen Gebiete, und sie ist die unumgängliche Voraussetzung für irgendwelche auf die wirtschaftliche Entwicklung gerichteten Berechnungen und Pläne.

Um diesen Zweck erfüllen zu können, mußte sich die Darstellung durchaus auf das streng Thatsächliche beschränken, und war es nötig, das gesamte vorhandene Quellenmaterial über Deutsch-Ostafrika nach den Gesichtspunkten der wissenschaftlichen Methode zusammen zu fassen und kritisch zu verarbeiten. Dabei bin ich bemüht gewesen, in der Behandlung meines Gegenstandes den trockenen Ton einer nüchternen Aufzählung nach Möglichkeit zu vermeiden, oder doch, wo die Natur der Aufgabe dies nicht gestattete, durch Schilderungen und allgemeinere Ausführungen die Darstellung zu beleben und ansprechender zu gestalten. Wie weit mir dies gelungen ist, vermag freilich nur der Leser selbst zu beurteilen. Ganz ließ sich die Tonart des Lehrbuches jedenfalls nicht vermeiden.

Dieses Buch ist demnach in erster Linie geschrieben für diejenigen Kreise, welche ein praktisches Interesse am deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet nehmen. Der Kaufmann, der Landwirt, der Verwaltungsbeamte; aber auch der Politiker in der Heimat, welcher Stellung zu den in Ostafrika sich erhebenden Fragen nehmen will, sie sollen hier die Gelegenheit finden, das, was sie über diese Kolonie zu wissen wünschen, in genauer und deutlicher Weise zu erfahren. In zweiter Linie, glaube ich, wird dasselbe auch allen solchen willkommen sein, welche überhaupt Interesse an der Schilderung fremder Länder und an der Erdkunde im allgemeinen nehmen.

Bei der Darstellung eines Landgebietes, in welchem die Forschungsarbeit unausgesetzt neue Ergebnisse schafft, läßt sich eine völlige Übereinstimmung der textlichen und kartographischen Bearbeitung nur sehr schwer erzielen. Die letzten Resultate der Forschung lassen sich schneller im Text, als in der beigegebenen Karte eintragen. So ist auch in dieses Werk manches schon aufgenommen, was sich auf der Karte nicht mehr darstellen ließ. Der Leser wird darin Nachsicht üben, wenn er sich vergegenwärtigt, daß ich, um diesen Mißstand zu vermeiden, bereits vorliegende wissenschaftliche Forschungsergebnisse hätte von der Hand weisen müssen, bloß, weil sie nicht mehr in die Karte zu bringen waren. Diese Karte, welche Dr. Richard Kippert ausgearbeitet hat, schließt mit den Forschungsergebnissen ab, wie sie Anfang 1894 vorlagen, während die textliche Darstellung auch im wesentlichen noch die Resultate des Jahres 1894 benützen konnte.

Für den praktischen Gebrauch einer Arbeit, wie die vorliegende, kommt es vornehmlich auch auf ein handliches und genaues Register an. Der Leser, welcher irgend etwas Bestimmtes über Ostafrika wissen will, muß durch ein übersichtliches Register in die Lage gesetzt werden, sofort zu finden, worum es ihm zu thun ist. Ein solches Übersichtsverzeichnis aller im Text vorkommenden Namen hat Herr Joseph Rindermann nach meinen allgemeinen Angaben für das Buch angefertigt.

Der Leser der nachfolgenden Ausführungen wird erkennen, von welchen kolonialpolitischen Grundgedanken ich sowohl bei meiner praktischen Arbeit in Afrika, wie auch bei dieser Darstellung unseres Schutzgebietes ausgegangen bin. Der Zweck dieses Buches wird erreicht sein, wenn es dazu beitragen hilft, Klarheit über die in Frage kommenden Aufgaben und Probleme zu schaffen, und wenn es objektive Fingerzeige für die reale Entwicklung selbst zu bieten vermag. Hierzu wird es im stande sein, wenn es mir gelungen ist, in wahrheitsgetreuer und anschaulicher Weise zu schildern: Deutsch-Ostafrika, so, wie es ist!

Berlin im Januar 1895.

**Karl Peters.**





# Inhalt.

---

	Seite
I. Wirtschaftliche Kolonialpolitik . . . . .	1
II. Allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostafrika als Kolonialgebiet .	19
III. Beschreibung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes in seinen Einzelteilen nach Landschaften . . . . .	49
A. Der Norden . . . . .	52
1. Die nördliche Küste . . . . .	54
2. Die oceanische Abdachung des Nordens . . . . .	76
3. Die nördlichen Grabengebiete . . . . .	139
4. Das Victoriasee-Gebiet . . . . .	161
B. Die Mitte . . . . .	204
1. Der Tanganjika-See und Unyamwezi mit seinen Nebenländern .	805
2. Die Zwischenlandschaften . . . . .	238
3. Das Küstengebiet . . . . .	379
C. Der Süden . . . . .	306
1. Das südliche Küstengebiet . . . . .	308
2. Das südliche Hochplateau und das deutsche Nyassa-Gebiet . . .	354
IV. Die wirtschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika . . . . .	376
Anhang . . . . .	420
Namen- und Sachregister . . . . .	445



## I.

### Wirtschaftliche Kolonialpolitik.

**K**oloniale Unternehmungen entspringen wirtschaftlichen Bedürfnissen der Völker. Wenn wir die Kolonialgründungen aller Zeiten, von denen der Araber am Indischen Ocean und der Phöniker im Mittelmeer an bis zu denen der Holländer und Engländer in unseren Tagen, prüfen, finden wir letzten Endes immer zwei Motive oder Ursachen, aus denen sie entstanden sind. Entweder galt es, den Überschuß der einheimischen Bevölkerung in der Fremde zu versorgen; dies führte zu Ansiedelungen, welche zunächst zwar in mehr oder weniger innigem politischen Zusammenhang mit dem Mutterlande blieben, später jedoch in der Regel zu selbständigen Gemeinwesen herauswuchsen. Oder es kam darauf an, für den Haushalt der Nation neue Erwerbsquellen zu eröffnen — dies führte zu Handelskolonien und zur Besitzergreifung von Ländern als Absatzgebieten für die heimische Industrie oder schließlich zur Eroberung von Territorien, in denen umgekehrt für den Verbrauch des Mutterlandes und den Weltmarkt fremdartige Produkte geschaffen werden konnten, d. h. zu Plantagen-Kolonien.

Die Fürsorge für die Angehörigen der eigenen Rasse, denen die Heimat eine Existenz nicht mehr zu bieten vermag, ist zu allen Zeiten von den energischeren und kulturtragenden Völkern als eine nationale Pflicht anerkannt worden. Besonders dadurch stempeln sie sich als die weltgeschichtlichen Nationen ab. Zudem sie, in der Regel durch Einsetzen der politischen Machtmittel des Staates, dem Auswandererströme neue Stätten in der Fremde sichern, bewirken sie die Ausbreitung der

Wacrbau-  
kolonisation.

eigenen Art auf der Erde und tragen ihre Kultur und Sitte in die Ferne. Dies ist der arabischen, phönizischen, griechischen und römischen mit der portugiesischen, spanischen, englischen, russischen und holländischen Kolonisation gemeinsam; und, mag solche Entwicklung durch friedliche Niederlassung oder durch das brutale Recht der Waffen bewirkt sein; wenn nur das Endziel der Ausbreitung einer höheren Kultur über die niedere dadurch erreicht worden ist, hat die Weltgeschichte sie noch stets als berechtigt und notwendig anerkannt.

Perikles und Alexander d. Gr., Hamilkar Barca und Hannibal, Liberius Gracchus und Cäsar, die Pitts und die Cranier verkörpern in ihren Namen die energischsten Lebensäußerungen ihrer Nationen, weil ihre staatsmännische Wirksamkeit solche nachdrücklichere Bethätigung der eigenen Rasse auf die Gestaltung der Weltkultur zum Zweck oder zur Folge gehabt hat. In dem England unserer Tage ist das „Eubogenraum für die angelsächsische Rasse“ geradezu zum politischen Schlagwort geworden. Der „Little England“-Politik steht die „Greater Britain“-Politik mit ihrem gewaltigen kolonialpolitischen Unter- und Hintergrund gegenüber; und Lord Roseberry hat am 1. März 1893 im Londoner Kolonial-Institut diesem Programme einen staatsmännischen Ausdruck verliehen, indem er sagte:

„Wir sind verpflichtet, unsere Ansprüche für die Zukunft hinauszusichern. Wir haben zu erwägen, nicht, was wir jetzt nötig haben, sondern, was wir in der Zukunft nötig haben werden. Wir haben zu erwägen, welche Länder entwickelt werden müssen, entweder durch uns selbst oder durch eine andere Nation . . . . . Erinnern Sie sich, daß die Aufgabe des Staatsmannes nicht nur in der Gegenwart, sondern in der Zukunft liegt. Wir haben über das Geschwätz der Rednerbühnen und die Parteileidenchaften hinüber auf die Zukunft der Rasse zu blicken, deren Vertrauensmänner wir gegenwärtig sind, und wir würden, meiner Ansicht nach, außerordentlich fehlgehen in der Aufgabe, welche uns auferlegt ist, wenn wir vor Verantwortlichkeiten zurückschrecken und es ablehnen würden, unsern Anteil an der Verteilung der Welt zu nehmen, welche nicht wir erzwungen haben, sondern welche uns aufgezwungen worden ist.“

Ganz analog haben sich auch die Führer der konservativen Partei, insbesondere Lord Salisbury, wiederholt ausgesprochen. Überall tritt

uns das Bewußtsein gegenüber, daß eine der großen Pflichten englischer Staatsmannschaft die Ausbreitung und die Festhaltung der Vorherrschaft der angelsächsischen Rasse auf der Erde sei. Und aller Orten ist die Überzeugung lebendig, daß Großbritannien mit der Erfüllung dieser Pflicht nicht nur einer nationalen Aufgabe nachkomme, sondern sich unmittelbar in den Dienst der Weltkultur als solcher stelle.

Eine Kolonialpolitik, wie sie hier gekennzeichnet ist, hat Deutschland im Laufe seiner Entwicklung nur nach einer Richtung hin in großem Umfang betrieben. Ich meine die zähe Eroberungs- und Ansiedelungspolitik der Welfen, Askaniern und Hohenzollern, sowie des deutschen Ordens nach Osten hin, welcher wir die Germanisierung der Länder zwischen Elbe und Weichsel zu verdanken haben. Die gewaltigen Anstrengungen der deutschen Welt um die Vorherrschaft in Europa in der Völkerwanderung und der Weltmachtspolitik der sächsischen und hohenzollernischen Kaiser gehören nicht hierher, da sie nirgends zu dauernden nationalen Staatsbildungen geführt haben. In der Politik zählt nicht das Wollen, sondern ausschließlich das Vollbringen, d. h. der Erfolg. Aber die Angliederung des Landes östlich der Elbe an das deutsche Sprach- und Kulturgebiet ist eine der großen weltgeschichtlichen Thaten, welche völlig ebenbürtig der durch Cäsar eingeleiteten Römisierung von Westeuropa zur Seite steht; und es ist sehr kennzeichnend, daß es dies Kolonialgebiet gewesen ist, auf dem die Hohenzollern ihren Staat schufen, welchem Deutschland seine nationale Wiedergeburt verdankt.

Freilich, wenn wir die Entwicklung der letzten Jahrhunderte überblicken, werden wir doch aussprechen müssen, daß diese kontinentale gegen den slavischen Osten gerichtete Besiedelungsarbeit den wirtschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht genügt hat. Sie war nicht im stande, dem anwachsenden Überchuß unserer Volkskraft einen genügenden Ellbogenraum zu gewähren; und Deutschland ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr in die Notwendigkeit versetzt worden, einen immer breiter werdenden Auswandererstrom in fremde Sprach- und Staatsgebiete abzuschieben.<sup>1)</sup> Das hatte zwei Nachteile. Einerseits ging der Ausbreitung unserer Art auf der Erde alljährlich ein mächtiger,

<sup>1)</sup> Allein in den letzten 14 Jahren betrug die deutsche Auswanderung nach amtlicher Berechnung über eine Million und 300,000 Köpfe.

lebendiger Blutstrahl verloren, welcher von fremden Völkern aufgesogen und verarbeitet wurde. Besonders zum organischen Aufbau des englischen Kolonialgebietes mußte die deutsche Volkskraft unausgelezt beisteuern. In welchem Umfang das geschehen ist, wird aus der Tatsache ersichtlich, daß es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa neun Millionen englisch redender gegen 20 Millionen deutsch redender Menschen auf der Erde gab, während heute 110—120 Millionen Engländer etwa 60—70 Millionen Deutschen gegenüberstehen. »The world is rapidly becoming english«, ruft Sir Charles Dilke triumphierend aus. Wenn das so ist, so hat daran das Aufgehen der deutschen Einwanderung in das englische Sprachgebiet den hervorragendsten Anteil.

Nun ist die Ausbreitung des eigenen Sprachgebietes nicht nur von ideeller Bedeutung für ein Volk und für die Weltkultur. Es ist wiederholt darauf hingewiesen, welche unmittelbaren praktischen Vorteile sich für die Handelspolitik eines Landes daraus ergeben. Denn nicht nur in Kunst und Literatur bleibt im wesentlichen derselbe Geschmack unter Sprachangehörigen in den verschiedenen Ländern, sondern auch in allen möglichen anderen Bedürfnissen, und der Kolonist wird für den Ankauf seiner Bedarfsartikel, soweit er sie nicht selbst hervorbringt, unter sonst gleichen Bedingungen immer das gleichsprachige Mutterland bevorzugen. Und welche Sicherheit des individuellen Empfindens verleiht das Gefühl, einer die Welt beherrschend umspannenden Rasse anzugehören! Welche Vorteile im Kampf ums Dasein hat der Auswanderer, der auch in der Ferne in seiner eigenen Rasse bleibt, gegenüber demjenigen, welcher zunächst seine nationalen Sitten und Sprache abzustreifen und die der Fremde sich anzueignen hat, um den Wettbewerb mit seinen neuen Landsleuten auch nur aufnehmen zu können.

Neben diesen wirtschaftlichen Nachteilen, welche dem Deutschtum aus der mangelnden nationalen Organisation der Auswanderung erwuchsen, hatte dieselbe eine zweite Folge, welche, soweit ich sehe, sonst noch nicht hervorgehoben worden ist, obwohl sie unser Volkstum im ganzen vielleicht noch mehr geschädigt hat. Da Deutschland es verjäumt hatte, für den Überschuß seiner Bevölkerung eigene Landgebiete zu erwerben, ist es seit Jahrhunderten gezwungen gewesen, die Fürsorge für denselben Fremden gewissermaßen „aufzuhalsen“. Dies hat auf der ganzen Erde zu einer außerordentlichen Herabminderung unseres

nationalen Ansehens geführt. Es muß ausgesprochen werden, daß die Angehörigen eines Volkes, welches an Kriegsruhm alle anderen übertrifft, welches den hervorragendsten Anteil an allen Gebieten der Weltliteratur und Wissenschaft hat, an allgemeiner Achtung in der Fremde noch bis vor kurzem fast überall die letzte Stelle unter den europäischen Nationen einnahmen. Der einzelne Deutsche gewinnt sich sehr häufig durch seine Tüchtigkeit die Achtung von Ausländern; daß das Deutschtum als solches nicht als Abstempelung der Vornehmheit auf der Erde gilt, ist eine Thatfache, welche jeder, der die außereuropäische Welt kennt, zugeben wird. Dies ist dann ein Hauptmotiv für die Eile, mit welcher die große Mehrheit der in die Fremde wandernden Deutschen ihre nationale Eigenart abzustreifen bemüht ist. Es ist eine für uns traurige Thatfache, welche nicht geleugnet werden kann, daß sich in der Fremde zum Deutschtum keiner bekennt, der nicht dazu gezwungen ist. Wer, auch von deutschen Eltern, in irgend einem fremden Staatswesen geboren ist, und sei es das kleinste und unbedeutendste Europas oder über See, zieht es vor, sich als dessen Angehöriger auszugeben; und noch immer kommt es vor, daß sogar deutsche Staatsangehörige eine fremde Nationalität affektieren, weil sie dadurch an Stellung vor anderen und ihren eigenen Landsleuten zu gewinnen glauben. Schon der Ausdruck, der bei uns für eine solche Verleugnung der eigenen Nationalität beliebt wird: sich als Engländer, Holländer, Franzose *re.* „aufspielen“, ist sehr kennzeichnend, weil er zugibt, daß die Zugehörigkeit zur Fremde für etwas Vornehmeres als die deutsche Volksangehörigkeit angesehen wird.

Diese Erscheinung, welche der Reisende auf der ganzen Erde, ja in Deutschland selbst, beobachten kann, ist zunächst völlig unverständlich; denn sie ist weder in der Machtsstellung des deutschen Reiches, noch in unserer geschichtlichen Vergangenheit, noch auch in unserer nationalen Befähigung irgendwie begründet. Die Meinung, daß dieses minderwertige Nationalbewußtsein seinen Grund in unserer Jahrhunderte langen politischen Zerrissenheit und Ohnmacht habe, muß wegfallen vor der Thatfache, daß sogar die kleinen Völkerschaften der unteren Donau, welche seit Jahrhunderten Parasiten unter fremder Herrschaft waren, sich durch ihr nationales Selbstgefühl vor dem Durchschnitts-Deutschen auszeichnen. Wir haben es hier sicherlich nicht mit politischen, sondern mit sozialen Ursachen zu thun.

Und da glaube ich, nach langer Beobachtung, daß nichts unserem Ansehen in der Fremde so schädlich ist, als die Thatfache, daß das deutsche Volk, neben tüchtigem Auswanderer-Material, in alle Länder das Hauptkontingent des Proletariats liefert. Überall hin strömen deutsche Proletarier, welche teilweise sofort nach Ankunft der fremdländischen Armenverwaltung zur Last fallen. Die Not zwingt sie alsdann, häufig ihren Lebensunterhalt auch mit unehrenhaften Mitteln zu verdienen. So verbindet sich mit dem Namen des Deutschen in der Fremde so häufig der Begriff des stellenjuchenden armen Schluckers und sehr oft der des Schwindlers.<sup>1)</sup> Hierzu trägt auch besonders das sogenannte „gebildete“ deutsche Proletariat bei, das man überall in unliebbarer Menge finden kann, in Chicago wie in Kairo, in London wie in Durban und aller Orten sonst. So hat der Ausdruck „German“ besonders im Munde des gewöhnlichen Volkes einen geringschätzigen Beigeschmack, trotz der politischen Größe des deutschen Reiches. Dies ist ja sicherlich in der letzten Zeit, mit dem steigenden Wohlstand unseres Volkes, allmählich besser geworden. Aber gehoben könnte der Übelstand nur dadurch werden, daß wir unsere verarmte Auswanderung in eigene Kolonien ableiteten, anstatt der Fremde damit zur Last zu fallen. Es ist doch wahrlich einer großen Nation nicht würdig, daß in so vielen Ländern: in England, in Rußland, in Frankreich, in Amerika, geradezu „Deutschenfragen“ entstehen, daß man anfängt, sich unserer Landsleute wie eines Gefindels zu erwehren, und Schutzmaßregeln gegen ihren Zudrang für nötig hält. Ein solcher Zustand muß schließlich auch auf das politische Prestige des Reiches nachteilig zurückwirken; und sicherlich hat jeder Deutsche, der in der Fremde zu thun hat, darunter zu leiden.

Zu diesem Umstand nun erkenne ich den Hauptgrund, weshalb diejenigen unserer Landsleute, welche es in der Fremde zu etwas bringen, sich in der Regel so schnell wie möglich von unserer Nationalität los zu machen suchen, und demnach die eigentliche Ursache der Entnationalisierung des Deutchtums auf der Erde. Die Tüchtigkeit oder Überlegenheit einzelner Deutscher in der Fremde kommt aus diesem Grunde dem nationalen Ansehen nur selten zu nutze, weil dieselben

<sup>1)</sup> Dies scheint in den deutschen Kolonien Rußlands, sowohl in den baltischen Provinzen, wie in den Bauerndörfern an der Wolga und um Obejja nicht zuzutreffen.



meistens, wenn sie zu etwas gekommen sind, sich bemühen, auch die Spuren ihrer geringgeschätzten deutschen Abstammung, welche sie als Makel empfinden, zu verwiſchen.

Ich erinnere an die Astors und Steinway in New-York u. A., auch an Götschen in London, der es für nötig hielt, öffentlich zu erklären, er sei nicht von deutscher Abstammung, trotzdem er nachgewiesenermaßen der Großsohn des Verlagsbuchhändlers von Goethe ist. Die Besseren lösen sich in dieser Art fortdauernd, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich, vom Deutlichkeit ab, und dieses bildet somit über See den „Kulturdünger“ für fremde, oft feindliche Rassen.

Es ist schmerzlich, diese Dinge zu besprechen, aber es erschien nötig, sie aufzuführen, weil sie tatsächlich einen nationalen Mißstand darstellen und in unmittelbarstem Zusammenhang mit der ganzen Kolonialfrage stehen. Die Schaffung von Auswandererkolonien zur rechten Zeit würde Deutschland in den Stand gesetzt haben, seinen fortdauernd abströmenden Bevölkerungsüberschuß für uns selbst nutzbar zu erhalten.

Weil unser Volk auf solche nationale Organisation seiner Auswanderung verzichtete, ist sein Sprachgebiet, trotzdem kein anderes so viele Menschen über die See entsendet hat, im wesentlichen immer auf Mitteleuropa beschränkt geblieben, und füllt deutsches Proletariat die Großstädte der Fremde an. Das arbeitfamste und ehrlichste aller Völker genießt im Ausland vielfach eines Rufes, wie ihn Syrer und Griechen im alten Rom hatten. In der That, wenn einmal die Geschichte der deutschen Auswanderung geschrieben werden sollte, würde dieselbe kein Ruhmesblatt unserer Vergangenheit darstellen; sie würde eine Vergeudung kostbarster Volkskraft aufzudecken haben, wie sie die Weltgeschichte nicht zum zweiten Mal kennt.

Doch in dieser Thatjache stehen wir der Unterlassungssünde vergangener Jahrhunderte gegenüber. Deutschland hat nicht zugegriffen, als die europäische Welt mit den überseeischen Gebieten bekannt wurde, als in schneller Folge Süd-Afrika, beide Amerikas, Australien und Ost-Asien in seinen Gesichtskreis traten, und damit weite Striche der gemäßigten Zone für die europäische Auswanderung frei wurden. Damals spielte sich bei uns der letzte Akt des Verweijungsprozesses des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ ab, und lag unser Volk in den großen Kriegen des religiösen Zwiespaltes. Wie bei einem

brennenden Schiffe waren alle Blicke angsterfüllt auf die um sich greifende Verwüstung im Innern gerichtet. Wie hätte man sich um die Dinge da draußen kümmern können, wo die Anderen gerade dabei waren, sich in den Besitz der Länder unseres Planeten zu setzen!

Deutschland ging leer aus, und nur die Zukunft kann zeigen, ob diese tragische Unterlassungssünde unserer Väter jemals wieder gut gemacht werden kann.

Plantagen-  
kolonien.

Wesentlich andere Gesichtspunkte als die eben aufgeführten für Auswanderer- oder, wie man sie nennt, Ackerbaukolonien kommen für Plantagenkolonien in Betracht. Galt es bei jenen, den Überfluß der Bevölkerung so unterzubringen, daß er der eigenen Nationalität treu zu bleiben vermag, so ist der Zweck dieser ausschließlich die Vermehrung des Wohlstandes des Mutterlandes. Gemeinjam ist letzten Endes beiden Arten der Kolonialpolitik, daß sie in der Verfolgung ihres unmittelbaren Zieles zur Kultivierung fremder Länder führen, und hierin liegt das sittliche Moment bei beiden. Verschieden ist aber zunächst die Auswahl der für die beiderseitigen Zwecke in Frage kommenden Landgebiete. Denn, während der Auswanderer sich Verhältnisse sucht, welche denen des Mutterlandes möglichst gleichartig sind, um seine alten Lebensbedingungen wiederzufinden, also Länder gleicher Zone aufsucht, will der Pflanzler gerade Produkte bauen, welche in der Heimat nicht vorkommen, muß demnach an andere und zwar die tropischen Zonen sich wenden. Handelskolonien können die ersteren, wie die zweiten sein, wenn auch ein Blick auf die Entwicklung der großen Ackerbaukolonien der Weltgeschichte zeigt, daß sich dieselben einer einseitigen handelspolitischen Monopolisierung durch das Mutterland in der Regel entziehen, sobald sie sich stark genug dazu fühlten; während die Plantagen- oder Tropenkolonien dauernd in solcher Abhängigkeit verbleiben.

Wenn es gestattet wäre, auf den alten Aristotelischen Staatsbegriff zurückzugreifen, so würde man sagen dürfen, daß Tropenkolonien den volkswirtschaftlichen Zweck haben, die Autarkie oder Selbstgenügsamkeit eines staatlichen Gemeinwesens herzustellen, d. h. für diejenigen Bedürfnisse Sorge zu tragen, welche durch den Ackerbau der Heimat nicht befriedigt werden können. Wie stark dieser Teil der Konsumartikel für ein Volk wie das deutsche ist, kann jedes Kind bei einem Gang durch die Straßen einer Stadt, ja eines Dorfes erkennen, wenn

es sich den Inhalt eines sogenannten „Kolonialwaren=Ladens“ einmal ansieht.

Nun leben wir zwar nicht mehr in den staatlichen Anschauungen eines Aristoteles. Wir wissen heute, daß ein Staat einer wirtschaftlichen Autarkie oder Selbstgenügsamkeit nicht bedarf, sondern daß er den Ausgleich seiner Bedarfsartikel durch den Welthandel vornehmen kann. Was ein Volk nicht selbst an Artikeln hervorbringt, kann es sich durch ein Mehr von Gegenständen anderer Art, welche es seinerseits liefert, im Handel eintauschen, mit einem Wort, sich kaufen. Es ist also theoretisch durchaus nicht nötig, daß ein jedes Volk seine eigene Tropenkolonisation betreibt.

Aber, wenn der Grundsatz richtig ist, daß der Reichtum einer Nation im wesentlichen mit dem zusammenfällt, was sie an volkswirtschaftlichen Werten hervorbringt, so ergibt schon eine sehr einfache Erwägung, daß ein Volk, wenn es Kolonialartikel neben landwirtschaftlichen und Industrieerzeugnissen produziert, reicher ist, als es sein würde, wenn es nur heimische Werterzeugnisse für den Weltmarkt lieferte.

Nun ist es ja freilich richtig, daß das Kapital eines Landes sich an derartigen Produktionen beteiligen kann, ohne daß deshalb der Staat eigene Kolonien zu erwerben und verwalten brauchte. Zum Beispiel sind deutsche Kapitalien seit lange in Tropenplantagen angelegt gewesen, noch bevor das deutsche Reich eine seiner jetzigen Kolonialerwerbungen vorgenommen hatte: sowohl in englischen und holländischen Kolonien, wie in der Südjee. Aber dem gegenüber darf doch ausgesprochen werden, daß eigene Koloniegründungen zu allen Zeiten und bei allen Völkern für das heimische Kapital die stärkste Anregung zu derartigen Unternehmungen gewesen sind. Und das ist doch auch unbestreitbar, daß, wenn tropische Plantagenunternehmungen überhaupt gewinnbringend sind — und kein Mensch bezweifelt dies —, dann auch der Besitz von geeigneten Tropenländern für einen Staat selbst einen in Zahlen auszudrückenden Wert darstellt.

Im dem praktischen Sinn und der geschäftlichen Klugheit der Engländer und Holländer zweifelt bei uns kein Mensch. Nun, dann wird man auch zugeben müssen, daß es für einen Staat vorteilhaft sein wird, sich so viele Tropenkolonien wie möglich zu erwerben. Denn diese praktischsten aller Völker haben das gethan, und die Engländer wenigstens

sehen wir heute noch auf der ganzen Erde emsig bemüht, ihren Besitz an tropischen Gebieten soweit zu vermehren, wie immer möglich. Dort ist man eben durch jahrhundertelange Erfahrung darüber im klaren, daß Landbesitz auf der Erde ein im Preise immer steigendes Wertobjekt darstellt, und daß auch Gebiete, welche heute noch wertlos erscheinen mögen, durch Mineralzufunde oder Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik bereits schon in einigen Jahren von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung sein können. „Deshalb“, so ruft Cecil Rhodes seinen Landsleuten zu, „streicht soviel von der Landkarte mit dem britischen Rot an, als ihr irgendwie könnt, und denkt niemals, daß es irgendeinmal und irgendwo zuviel werden könnte.“ Dementiprechend verfährt auch die englische Politik, wie wir besonders in den letzten Jahren beobachten konnten, auf der ganzen Erde.

Wer die Entwicklung der Großstädte beobachtet, der weiß, wie die Grundstücke stetig im Preise wachsen. Erwerbung von Tropenkolonien möchte ich Terrainpekulationen der Völker im großen nennen. Denn trotz des Wertrückganges von Grund und Boden in einzelnen Ländern Europas, welcher vornehmlich durch den gesteigerten Wettbewerb der neu besiedelten Erdteile verursacht und durch die gleichzeitige Preissteigerung des Ackerlandes in diesen Gebieten ohne Zweifel weit übertroffen wird, wird man als allgemeine Thatsache aussprechen dürfen, daß mit der gesteigerten Entwicklung unserer Bedürfnisse und dem Anwachsen der Erdbevölkerung der Wert von Grund und Boden auf unserem Planeten im ganzen in einer fortwährenden Steigerung begriffen ist. Es kann demnach der englische Grundsatz, sich rechtzeitig von diesem immer wertvoller werdenden Objekt so viel wie möglich anzueignen, nur als im höchsten Maße klug und praktisch bezeichnet werden, und es würde kurzsichtig sein, von ihnen in dieser Beziehung nicht zu lernen. Denn eine Nation als Ganzes darf und soll sich im Interesse ihrer Zukunft auf so weit anschauende Spekulationen einlassen, wo die geschäftliche Klugheit ein einzelnes Individuum vielleicht daran verhindern wird.

Auf die handelspolitische Bedeutung solcher Ländererwerbungen als Absatzgebiet für die heimische Industrie wies Lord Salisbury am 6. Februar 1893 in einer zu Liverpool gehaltenen Rede hin. „Wir fühlen,“ sagte er, „daß wir es nicht dulden können, mehr als wir irgend

müssen, daß die unbefetzten Teile der Welt, wo wir für neue Märkte für unsere Güter ausblicken müssen, durch fremdländische Gejeggebung uns verschlossen werden sollen.“ In demselben Sinne sprachen sich bei Gelegenheit der Frage über die Annektion von Uganda auch sämtliche Handelskammern durch ganz England und Schottland aus.

Man ging in Großbritannien auch bei dieser Erwägung nicht kurzfristig von dem gegenwärtigen handelspolitischen Wert solcher neu bejegten Länder aus, sondern von der unanfechtbaren Thatjache, daß mit der Schaffung neuer verkaufbarer Werte durch europäisches Kapital in ihnen, umgekehrt in gleichem Verhältnis auch ihre Kauflust wächst, und daß die Bedürfnisse mit der Kaufkraft gleichen Schritt zu halten pflegen. Je mehr demnach ertragsfähige Plantagen oder Bergwerke in einem solchen Lande emporkommen, desto mehr bedarf dasselbe umgekehrt an Handelsartikeln aus dem Mutterlande, und desto mehr vermag es zu bezahlen. Denn auch die eingeborene Bevölkerung verdient Geld durch große wirtschaftliche Unternehmungen und lernt Bedürfnisse von ihren Arbeitgebern. So ist die handelspolitische Bedeutung von Tropenkolonien eine stetig wachjende, und allerdings ist der Besitz von solchen für Industriestaaten von größter Wichtigkeit zu einer Zeit, wo die meisten Länder sich gegen fremde Einfuhr zollpolitisch abschließen, und die Zeit immer näher rückt, in welcher Ostasien mit seiner kolossalen Arbeitskraft sich aus einem Käufer in den gefährlichsten Konkurrenten umwandelt, den die europäische Industrie bislang kennen gelernt haben dürfte.

Durch Wechselwirkung von Mutterland und Kolonien entsteht eine gesunde wirtschaftliche Bewegung, dem Stoffaustausch in einem Körper entsprechend. Der Aufbau von Kolonialartikeln, welcher an sich gewinnbringend ist, wirkt unmittelbar belebend auf Handel und Rhederei eines Landes und in zweiter Linie, wie soeben ausgeführt wurde, auf die heimische Industrie. Dies kann jeder sehen, welcher das englische und das holländische Volkswirtschaftssystem auch nur oberflächlich kennt. Dasselbe wäre ohne diese gesunde Wechselwirkung zwischen Mutterland und Tropenkolonien überhaupt gar nicht denkbar. Ihm aber verdanken die beiden uns stammverwandten Völker ihren beneidenswerten Wohlstand durch ihre breiten Mittelklassen und diesem die Möglichkeit ihrer unabhängigen individuellen Entwicklung, welche die Grundlage für ihre

guten nationalen Eigentümlichkeiten, besonders für das sichere Selbstgefühl nach außen, ist. Ihm verdanken es England und Holland mit, daß sie in der glücklichen Lage sind, den Überchuß ihrer Bevölkerung selbst zu versorgen, daß sie demnach vor den Übelständen bewahrt sind, welche wir bei Betrachtung der deutschen Auswanderung zu beklagen hatten. Somit hat eine verständige Tropenkolonisation dieselben erzieherischen Rückwirkungen auf die Charakterentfaltung einer Nationalität wie die Ackerbaukolonisation; und zwar wird man sagen dürfen, daß als Versorgungsanstalten für überchüssige Bevölkerungselemente Ackerbaukolonien mehr den unteren Volksklassen zu gute kommen, während die Tropenkolonien besonders den Söhnen der oberen und mittleren Volksklassen ein Thätigkeitsfeld bieten.

Was im Hinblick auf die in obigem angestellten Erwägungen insbesondere Deutschland anbetrifft, so geben wir laut Reichsstatistik fürs Jahr 1892 nach amtlicher Berechnung für unseren Bedarf an Kolonialartikeln jährlich über 850 Millionen Mark aus: für Kaffee rund 225 Millionen, für Kakao 11 Millionen, für Thee 5 Millionen, für Tabak 110 Millionen, für Baumwolle 200 Millionen, für Reis 55 Millionen, für Mais und Dari 80 Millionen, für Gewürze 10 Millionen u. u. Diese Artikel müssen wir zur Zeit vollständig von ausländischen Kolonien beziehen. Wenn nun auch an diesem Geschäft die deutsche Kaufmannschaft und Rhederei sich vorwiegend mitbetheiligt, so berechtigt ein Blick auf die Dividenden der großen Plantagengeellschaften, denen die Gewinne einzelner Unternehmer mindestens entsprechen werden, doch sicherlich zu der Annahme, daß das Ausland mehr als ein Drittel dieser Summe jährlich daran verdient, d. h. also, daß Deutschland jährlich an 300 Millionen Mark beim Einkauf seiner Kolonialwaren ans Ausland verliert, daß demnach das deutsche Volk, wenn wir auch nur im Stande wären, unsern eigenen Bedarf an solchen Artikeln selbst zu bauen, am Abschluß eines jeden Jahres um 300 Millionen reicher sein würde, als es heute ist. Was eine solche erhöhte Jahreseinnahme für den gesteigerten Umfaß unseres gesamten Volkshaushalts bedeuten würde, das brauche ich nicht auszuführen. An solchem Einnahmestrom würde nicht nur der Unternehmer selbst, sondern mittelbar würden an ihm alle erwerbenden Klassen unseres ganzen Volkes teilnehmen. Hierbei lasse ich ganz außer acht, daß Deutschland, wenn es einmal in

großem Umfange anfangen, Plantagenbetrieb zu unternehmen, letzten Endes ja nicht nur für seinen eigenen Markt, sondern auch für den Welthandel im ganzen zu liefern im Stande sein würde. Es würde ebensogut wie Holland und England auch nach Rußland, Österreich und allen andern Ländern verkaufen können; ja, entsprechend unsern eigenartigen zollpolitischen Verhältnissen in Europa, würden wir uns gewisse Märkte durch Verträge noch mehr als die Westmächte zu sichern vermögen. Das einzige, was zu solch einer neuen wirtschaftlichen Betätigung Deutschlands bislang fehlte, war die entsprechende Produktion der Artikel, und dies nur deshalb, weil uns genügende Kolonialgebiete fehlten. Sobald unser Volk solche Unternehmungen mit der nötigen Energie betriebe, würden sich für seinen wirtschaftlichen Aufschwung in der That unabsehbare Ausichten eröffnen.

Der Einwand, daß, wenn auch Deutschland mit allem Nachdruck in diese Konkurrenz einträte, dann die Preise so heruntergehen müßten, daß das Geschäft unrentabel werden würde, trifft nicht zu. Denn einerseits, auch wenn bei gesteigerter Produktion die Preise sinken würden, wäre es immer noch die Frage, ob nicht gerade Deutschland gemäß seiner natürlichen Voraussetzungen die Konkurrenz mit den Westländern durchhalten könnte; andererseits aber steht fest, daß bei anwachsender Bevölkerung und gesteigertem Wohlstand, gerade nach solchen Artikeln wie Kaffee, Thee, Tabaken, Zucker, Reis und Baumwolle eine gesteigerte Nachfrage ist. Viele hunderte Millionen von Europäern und andern Rassen würden außerordentlich viel mehr von solchen Gegenständen verbrauchen, wenn sie nur die Mittel hätten, sich mehr davon zu kaufen. Es würde nötig sein, die ganze soziale Frage in den Kreis dieser Betrachtung mit hineinzuziehen, um diese Seite der Kolonialpolitik erschöpfend zu behandeln. Hiervon muß ich naturgemäß absehen. Es wird genügen, wenn ich ausspreche, daß die natürliche Konsumfähigkeit an den hier in Frage kommenden Artikeln an sich auf das Unberechenbare gesteigert werden könnte. Wenn man dies zugibt, so wird man auch einräumen, daß die Produktion mit der steigenden Kaufkraft der Menschheit stetig wachsen muß. Augenblickliche Krisen und Preisschwankungen ändern nichts an diesem allgemeinen national-ökonomischen Gesetz. Nach dieser Richtung hin gibt es demnach kein Bedenken, daß Deutschland, ja, daß alle andern Völker, die dazu im Stande sind,

energisch mit in den Wettbewerb eintreten. Es wäre doch eine wunderliche Anschauung, wenn man annehmen wollte, daß einzelne bevorzugte Nationen diese so mächtigen Betriebe der Weltwirtschaft für alle Zeiten monopolisieren sollten.

Anders ist der Einwurf, daß die gewinnversprechenden Plantagenländer der Erde längst in festen Händen wären; demnach neu eintretende Völker gar keine Aussicht mehr hätten, mit Erfolg noch konkurrieren zu können. Soweit dieser Einwurf Deutschland angeht, werde ich mich mit demselben in den folgenden Kapiteln eingehender zu befassen haben. Hier möchte ich nur allgemein bemerken, daß die geographische Erforschung der Erdoberfläche noch zu wenig abgeschlossen, daß daneben die Entwicklung der Technik für die Zukunft viel zu unberechenbar ist, um theoretisch aussprechen zu können, wo gewinnbringende landwirtschaftliche Kulturen ihre Grenze finden werden. Der Einwand wird in der Regel auch nur von solchen erhoben, deren Anschauung von der Erdoberfläche sich auf einzelne Provinzen Deutschlands oder, wenn es hoch kommt, das eine oder das andere sonstige europäische Land erstreckt.

Wenn es mir in vorstehendem gelungen sein sollte, die wirtschaftlichen allgemeinen Gesichtspunkte für eine Kolonialpolitik in den verschiedenen Richtungen deutlich gemacht zu haben, so würden diese Ausführungen ihren Zweck erreicht haben. Ich habe dabei von den ideellen Erwägungen abgesehen. Ich hätte noch ausführen können, daß den Völkern der Erde, welchen die Segnungen der Kultur zu teil geworden sind, von der Vorsehung die sittliche Pflicht auferlegt worden ist, die tiefer stehenden Rassen, soweit dies angängig ist, heranzuziehen, so daß auch sie Anteil nehmen können an diesen geistigen Errungenschaften der Menschheit; und daß koloniale Unternehmungen noch immer das wirksamste Mittel solcher völkergeschichtlicher Erziehung gewesen sind. Denn schließlich verdankt doch auch die europäische Welt, welche jetzt fast alle Zonen der Erde in Besitz genommen hat, die Keime ihrer eigenartigen geistigen Entwicklung den Anregungen, welche sie vom Orient empfangen hat. Ich habe von der Ausführung dieser Gesichtspunkte Abstand genommen, weil solches erzieherische Moment einer kolonialen Politik in der Regel nur die Rückwirkung der Besiedelungsarbeit ist, deren Veranlassung immer auf wirtschaftlichem Gebiet liegt. Die Weltgeschichte bedient sich auch hier, wie in der Natur so oft, der egoistischen



Motive der einzelnen, um letzten Endes große kulturelle Ergebnisse zu erzielen.

Des zweiten sittlichen Ergebnisses kolonialer Unternehmungsarbeit habe ich schon kurz gedacht. Es besteht in der Rückwirkung auf den eigenen Volksgeist, wie sie solche über die engen Grenzen hinausgehenden, die Erde umspannenden Bestrebungen noch zu allen Zeiten ausgeübt haben.

Der Blick wird freier durch die Vergleichung des Naheliegenden mit dem Fernen, Mut und Energie werden gestärkt durch die Übung im Einsetzen der ganzen Persönlichkeit für weitgesteckte Ziele, und zu allem kommt das noblesse oblige, welches das stolze Bewußtsein des Herrschens über weite Gebiete noch allen großen Völkern der Weltgeschichte aufgedrückt hat. So ernten die Nationen, welche ihre Kultur in die Ferne tragen und wilde Länder zivilisatorisch erschließen, rückwärts den Segen in ihrer eigenen Entwicklung, welchen ein großes Arbeitsziel jedem einzelnen bringt. Das „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“ gilt nicht nur von Individuen, sondern auch von ganzen Völkern.

Solche Vorteile und innere Segnungen freilich vermag eine Kolonialpolitik nur zu schaffen, wenn sie ihre eigenen wirtschaftlichen Voraussetzungen stets im Auge behält. Wo sie auf bloße brutale Eroberungen hinausläuft, wie z. B. in Persien mit seinem Satrapen- oder in der Türkei mit seinem Paschahsystem, da wird der Segen zum Unsegel für Beherrschte wie für die Herren.

Da Koloniegründungen wirtschaftlichen Bedürfnissen entspringen, da sie wirtschaftliche Ergebnisse zum Ziele haben, so sind sie zu bewerkstelligen auch nur durch wirtschaftliche Arbeit. Diese ist demnach das vornehmlichste Moment, welches für die Verwaltung und Entwicklung in Frage kommt, und ihm hat sich alles unterzuordnen.

Für den Staat in seiner theoretischen Eigenart, wenn man ihn nicht als die Summe der in ihm wirkenden Individuen auffaßt, auf deren Wohl und Wehe es ankommt, ist ja eine koloniale Politik zunächst ein Opfer an Geld und Blut. Wenn er sich dieses Opfer erlegt, so kann dies doch nur geschehen, weil er damit Vorteile für seine Angehörigen erzielen will, womit er in letzter Linie seine eigene Kraft verstärkt. Wie wir gesehen haben, geschieht dies aber nur, wenn Kolonisten oder Unternehmer das in Besitz genommene Gebiet in

Kolonial-  
verwaltung.

Bearbeitung nehmen, dadurch Gewinne erzielen und hierdurch Wohlstand, Handel und Gewerbe in der Heimat beleben.

Hierauf also kommt es an; jede Kolonialpolitik, welche von dieser Grundwahrheit nicht ausgeht und sie nicht zu ihrer alleinigen Richtschnur nimmt, verfehlt ihren Zweck und ist für den Staat anstatt ein Vorteil eine unnütze Belastung.

Die Hauptelemente bei kolonialen Unternehmungen sind demnach die Kaufleute und Pflanzler und, was sie an Kräften für ihre eigentlichen Ziele nötig haben. Der staatliche Verwaltungsapparat kann vernünftigerweise nur die Aufgabe haben, diese bei ihren produktiven Arbeiten zu schützen und zu unterstützen. Wenn der Staat sich die Unkosten einer solchen Verwaltung auferlegt, so kann das eben nur mit der Berechnung sein, daß die aufgewendeten Unkosten durch die Gewinne dieser Unternehmer in gesteigertem Umfange voll wieder zurückfließen.

So hat die englische Kolonialverwaltung von jeher gewirtschaftet, und diesem ihrem System verdankt sie ihre achtungerweckenden Erfolge. Sie hat Kolonialgebiete überall und stets nur betrachtet als wirtschaftliches Arbeitsfeld für ihre Bürger und alles, was produktiv mitarbeiten will, aus aller Welt. Deshalb hat sie den großen liberalen Grundsatz des »Fair chance for everybody« über unserem ganzen Planeten aufgerichtet, und dies ist der Grund, weshalb der »Union Jack« heutzutage die glücklichsten und blühendsten Kolonien der Welt deckt.

Ich will das englische Kolonialsystem nicht in jeder Beziehung vertreten. Die theoretische Emanzipierung der farbigen Bevölkerungen erzielt meistens das Entgegengesetzte von dem, was beabsichtigt war, anstatt der Erziehung die Verwilderung der einheimischen Rassen, und führt so oft überhaupt zu ihrer Ausrottung. Jedenfalls füllt sie englische Kolonien so häufig mit einem arroganten und geradezu gefährlichen farbigen Pöbel an. Aber darin können wir alles von ihnen lernen, in der unbedingten Hervorkehrung des wirtschaftlichen Gesichtspunktes bei allen ihren Kolonialunternehmungen und der völligen Anpassung der staatlichen Verwaltung an dieses Prinzip.

Der Staat hat dem Unternehmer militärischen und Rechtsschutz zu gewähren; darauf im wesentlichen beschränkt sich sein Eingreifen.

Alles andere wird den Kolonisten überlassen. Deshalb findet sich in den englischen Kolonien nirgends ein eigenmächtiges Beamtentum als Selbstzweck, welches in Wirklichkeit die Entwicklung meist mehr hemmt als fördert. Wer sein Geld, seine Gesundheit und sein Leben in neuen Ländern zu Markte trägt, weiß in der Regel selbst am besten, was ihm frommt, und braucht die Fürsorge polizeilicher Verordnungen nicht. Verschieden von den Bedürfnissen mancher europäischen Staaten wird man für die Kolonien unumwunden als den großen, Leben und Thätigkeit schaffenden Grundsatz proklamieren dürfen: Freien Spielraum für alle wirtschaftlichen Kräfte, soweit sie nicht sich gegenseitig hemmen, möglichste Förderung und Unterstützung der wirtschaftlichen Unternehmungen, soweit solche nicht zur willkürlichen Ausbeutung der eingeborenen Bevölkerungen führen, und, mit nüchterner Beobachtung der natürlichen Verhältnisse, nach Kräften Anregung zu neuen kulturellen, auf die Erschließung der Kolonie gerichteten Arbeiten.

Die großen angelsächsischen Koloniegründungen drängen aus der Beobachtung des eben aufgestellten Grundsatzes stets sobald als möglich zur kommunalen Selbstverwaltung der europäischen Bevölkerung, und ich glaube, daß dies für das Gedeihen solcher Ansiedelungen immer ein belebendes Element gewesen ist. Dagegen können wir aus der Geschichte der portugiesischen, türkischen und auch einzelner französischer Eroberungen erkennen, wie lähmend, ja geradezu tödlich die Aufrichtung einer öden, einseitigen, pajchaartigen Verwaltung auf die Entwicklung solcher Länder wirkt.

Deutschland ist zu arm, um sich den Luxus einer unproduktiven administrativen Kolonialpolitik gestatten zu können, und hat daran auch gar kein Interesse. Was wir nötig haben, sind Kolonien, welche durch Plantagen und Handel emporblühen und im lebendigen Austausch mit dem Mutterlande anregend auf unseren Volkshaushalt und den Geist unserer Nation zurückwirken. Nicht daran kann uns gelegen sein, auf unsere Kosten durch deutsche Offiziere und Beamte große Gelände mit Eingeborenen zu „verwalten“, von denen wir keinen praktischen Nutzen ziehen, sondern es kann uns nur darauf ankommen, der deutschen Arbeit neue Felder zu eröffnen und sie in den neuen Ländern mit staatlichen Mitteln da zu schützen und zu fördern, wo sie sich allein nicht helfen kann.

Dies ist die Auslegung des Programmes, daß der Staat in der Kolonialpolitik nichts thun kann, als dem Unternehmer mit seinem Schutz nachzufolgen, und daß der Kommissar es sei, welcher Kolonialpolitik treiben müsse. Dieses Programm, welches unausführbar ist, wo es sich um die Annexion von Kolonialgebieten handelt, hat keine volle und gute Berechtigung, wo es dem Geist der Kolonialverwaltung gilt. Wirtschaftliche Kolonialpolitik muß das Schlagwort sein, welches wir bei unseren jungen Kolonialunternehmungen zu verwirklichen haben.

---

## II.

### Allgemeine Kennzeichnung von Deutsch-Ostafrika als Kolonialgebiet.

Bis etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts war die Anschauung in Europa geläufig, daß Afrika, mit Ausnahme einiger Länder im Norden und seiner Südspitze, im großen und ganzen einen heißen und trockenen kontinentalen Block darstelle, welcher sich kaum der Erforschung lohne; für koloniale Unternehmungen aber in keiner Hinsicht überhaupt in Frage komme. Da Afrika seine trockene und heißeste Seite, die Saharawüste, Europa zuehrte, verallgemeinerte man die aus ihr gewonnene Anschauung über den ganzen Erdteil, ohne zu prüfen, ob denn solche Verallgemeinerung auch durch die Thatfachen gerechtfertigt sei. Man ging von der ja im wesentlichen richtigen Annahme aus, daß die Erdwärme dem Äquator zu wächst, und schloß daraus, wenn Afrika bereits vom 12. bis zum 28. Grad nördl. Br. so heiß und trocken ist, wie muß es dann erst am Äquator selbst aussehen. Aus dieser Grundvoraussetzung entstanden dann alle die Fabeln über Afrika, welche Europa Jahrtausende lang erfüllt haben, in denen Wahrheit und Irrtum in der Regel in so naiver und belustigender Weise gemischt sind. Afrika, der europäischen Kulturwelt so nahe liegend, blieb das geheimnisvolle Rätsel für die Völker des Abendlandes; zu seinem Sinnbild ward die Sphinx, welche Wache hält an den Pforten der Wüste, und deren Mund verschlossen blieb, so eindringlich und ernsthaft auch um Antwort geheicht ward.

**Ehemalige  
Beurteilung  
Afrikas.**

Im wesentlichen steht die große öffentliche Meinung von Europa auch heute noch unter dem Banne solcher Anschauungen — trotz zweier Menschenalter energischer und erfolgreicher Forschungsarbeit. Zwar hätte die Thatfache, daß ein Strom, wie der Nil, seine Wassermenge gegen Norden ergoß, auch schon den Laienverstand darauf führen können, daß Afrika nicht durchweg Wüstenei sein könne, daß in oder hinter der trockenen Wüste feuchte Hochplateaus und Gebirge vorhanden sein müßten, aus denen ein solcher Strom seine Nahrung entnehme. Diesen Schluß zog man nicht, wohl aber machte die Thatfache, daß ein Fluß wie der Nil einem Erdteil entsprang, den man für eine Wüste hielt, die Sache noch rätselhafter und völlig unverständlich.

Wohl klang aus dem Altertum die Kunde von großen Seen im Herzen von Afrika und von den „Mondbergen“, aus denen sie gespeist würden, in die Neuzeit herüber. Dorthin sollten im Winter die Kraniche ziehen, und Menschen und Pferde seien dort von unnatürlicher Kleinheit, so hatte schon Aristoteles erzählt. Aber das superkluge Europa warf solche Nachrichten einfach in die Kumpelkammer der Fabeln, zusammen mit Schiffererdichtungen und Reisejagen, und, während alle anderen Kontinente eifrigst nach Schätzen und Ackerland durchforscht wurden, wurde das älteste aller in den Gesichtskreis der Erdkunde getretenen Festländer in stiller und unnahbarer Abgeschlossenheit fast gleichgültig liegen gelassen. Die Legende von der wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit afrikanischen Landgebietes schleppte sich durch die Jahrtausende bis auf unsere Zeit.

Neuere  
Forschung.

Wenn man sich solche Anschauungen klar vor Augen hält, wird man verstehen, welche Überraschung Livingstones Entdeckungen von mächtigen Strömen und Seen, von wasserpeisenden Gebirgen und grünen Grasländern im Innern Afrikas auf Europa machen mußten. Eine Aufklärung nach der anderen schloß sich daran. Burton, Speke und Grant entdeckten den mächtigen Victoriasee und die eigentliche Quelle des weißen Nils. Krapf und Rebmann brachten Kunde von Schneebergen unter dem Äquator im centralen Afrika, welche v. d. Decken als Thatfache bestätigte, und schließlich deckte Stanley den Riesenstrom des Kongo auf, welcher das ganze Mittelafrka wie eine mächtige Schlagader nach Westen hin durchzieht.

Wie ganz anders gestaltete sich nun das Bild des centralen Afrika! An Stelle der trockenen Sandwüste traten üppige Tiefländer und kühle, grasbestandene Hochplateaus, abfallend in quellreichen Randgebirgen. Es liegt auf der Hand, daß mit dieser Erkenntnis sofort die Frage nach der Erschließung solcher Länder für europäischen Unternehmungsggeist sich aufdrängen mußte. An die Epoche der großen centralafrikanischen Forschungen schloß sich naturgemäß unmittelbar die Zeit der kolonialpolitischen Aufteilung des neu entdeckten Landbesitzes unter die europäischen Mächte.

Von den großen Entdeckungen der afrikanischen Forschung hatten besonders zwei Thatsachen großes Aufsehen in den beteiligten europäischen Kreisen erregt: das Vorhandensein großer mittelafrikanischer Seen und von Schneebergen unter dem Äquator. Hier schien der Angriffspunkt gegeben, wo man das spröde und unnahbare Afrika anzufassen hatte, um es der europäischen Gesittung zu erschließen. Hierhin verlegte Sturz den Schauplatz seines internationalen mittelafrikanischen Reiches<sup>1)</sup>, und, daß hier die Zukunft des Erdteiles ihre Entscheidung finden müsse, war eine Ansicht, welche man in den sechziger und siebziger Jahren häufig ausgesprochen hören konnte. Denn von den natürlichen Voraussetzungen für wirtschaftliche Unternehmungen schienen zwei ja hier von vornherein gegeben zu sein: kühle Luft und reichliche Bewässerung, und alles andere mußte sich von selbst finden. Diese Hochplateaus, welche gekrönt werden von den Schneekuppen des Kenia, Kilima-Ndjaru und Ruinjörro, in denen Victoriasee, Tanganyika und Nyassa eingelagert sind, von denen nach Norden der Nil, nach Westen der Kongo, nach Süden der Schire und nach Osten ein System von kleineren Flüssen abströmen, sollten, so meinte man, zum Ausgangspunkt der europäischen wirtschaftlichen Besitzergreifung Mittelafrikas werden.

Die Entwicklung der letzten zehn Jahre hat diese Gebiete halb Deutschland und halb England zugeteilt. Insbesondere Deutschland hat mit seinen Erwerbungen recht eigentlich das Herz des Seengebiets genommen. Die Grenzen von Deutsch-Ostafrika umschließen den halben Victoriasee, den ganzen Tanganyika und die Nordseite des Nyassa. Die

Praktische  
Schluß-  
folgerung.

Deutsch-  
Ostafrika.

<sup>1)</sup> F. F. Sturz: Der wiedergewonnene Weltteil, ein neues gemeinsames Indien. Berlin 1877.

wesentlichsten der alten Handelsstraßen ins Innere von Centralafrika, welche den Seen zustreben, gehören ins deutsche Gebiet; und von den Schneebergen Ostafrikas ist wenigstens der eine, und zwar der bedeutendste, der Kilima-Ndjaru, unserer Kolonie zugefallen. Die Küste von Deutsch-Ostafrika reicht von 4° 40' bis zu 10° 40' südl. Br. und enthält eine Reihe guter oder doch brauchbarer Häfen: Mwanza, Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa-Kisiwani, Lindi, Mikindani u. A. Unsere Küste ist wohl der havenreichste Teil der ganzen Ostseite von Afrika überhaupt. Die westliche Grenze der deutschen Kolonie schließt an den Kongostaat an und reicht vom 1. bis etwa zu 9° 35' südl. Br. hinunter, derart, daß sie bis zum 7. Grad etwa dem 30. Grad östl. L. folgt; von da ab mit dem Tanganyika nach Osten abbiegt und die Nordwestecke des Nyassa etwas westlich vom 34. Grad östl. L. trifft; während unsere Küste, natürlich mit Ausbuchtungen, von Nord nach Süd vom etwa 39. Grad östl. L. bis über den 40. Grad hinaus sich hinSchwingt.

**Umfang.** Das so umschlossene Gebiet hat mit den dazu gehörigen Wasserflächen<sup>1)</sup> einen Umfang von mehr als 17 700 deutschen Quadratmeilen oder 974500 Quadratkilometern; es hat demnach etwa 1<sup>4</sup>/<sub>5</sub>mal den Umfang des Deutschen Reiches.

**Bevölkerung.** Es wird im wesentlichen von Bantubevölkerung bewohnt, und zwar sitzen in seinen südlichen Teilen Stämme, welche den Sulus verwandt sind, während die eigentliche Mitte und große Striche des Nordens von sogenannten Suahelibantus ausgefüllt werden. In die Steppen des Nordens ragen die Ausläufer der Massai hinein, welche der großen hamitischen Rasse von Nordostafrika angehören, indes die Sprache der Nilotischen Völker angenommen haben. Im Nordwesten unseres Gebietes, zwischen Victoriasee und Tanganyika, wohnen ebenfalls Hamiten in mehr oder weniger starker Vermischung mit Bantustämmen: es sind dies die Wahuma oder Watussi des Victoriasee-Gebietes und andere „bantu-hamitische“ Völkerstämme im Osten davon. Die Bevölkerungszahl der deutsch-ostafrikanischen Kolonie auch nur abschätzungsweise anzugeben, ist außerordentlich schwierig. Ich glaube nicht, daß sie die Zahl von vier Millionen Menschen übertrifft.

<sup>1)</sup> Einschließlich Tanganyika, Nyassa und Nyansa-Anteil.



Ich werde im folgenden Kapitel versuchen, eine anschauliche Schilderung der einzelnen Landschaften und Stämme Deutsch-Ostafrikas zu geben, und dabei auf die angedeuteten Fragen im besonderen zurückzukommen haben. Hier gilt es, im allgemeinen festzustellen, welche Stellung Deutsch-Ostafrika unter den im vorigen Kapitel aufgestellten Gesichtspunkten für eine wirtschaftliche Kolonialpolitik einnimmt.

Gesichtspunkte  
der Beurteilung.

Für den Wert eines Landes, in welchem Teil der Welt solches auch liegen mag, sind die nachfolgenden Punkte von entscheidender Bedeutung:

1. Seine Temperatur.
2. Seine Bewässerungsverhältnisse.
3. Die geologische Eigenart seines Bodens.

Als wichtige Umstände für die Entwicklung einer Kolonie kommen hinzu:

4. Sein Reichtum an mineralischen Schätzen.
5. Seine Arbeiterverhältnisse.
6. Die natürlichen Hilfsmittel für die Entwicklung seines Verkehrs.

Für die Abschätzung der volkswirtschaftlichen Bedeutung eines Landesbesitzes ist schließlich zu untersuchen:

7. Sein gegenwärtiger Handelsumsatz.
8. Die aus den ersten sechs aufgestellten Punkten sich ergebende mögliche Steigerung dieses Handelsumsatzes.

Wenn wir Deutsch-Ostafrika auf diese Gesichtspunkte hin prüfen, Klima. so müssen wir zunächst ins Auge fassen, daß seine geographische Lage es in seiner ganzen Ausdehnung der tropischen Zone zuweist. Afrika reicht ja überhaupt nach keiner Seite hin in die gemäßigten Zone hinein, und Deutsch-Ostafrika gehört zum Mittelstück des Erdteils. Aber das Klima eines Landes hängt nicht nur von seiner geographischen Breite ab; ein fast ebenso wichtiger Umstand ist seine Höhe über dem Meeresspiegel. Man kann polare Durchschnittstemperaturen ebensowohl durch Aufsuchung hoher geographischer Breiten wie hoher Luftschichten an einem Ort geringer geographischer Breiten erzielen, wenn auch freilich beachtet werden muß, daß man auf dem letzteren Wege niemals die durch den verschiedenen Stand der Sonne bedingten Schwankungen der Jahreszeiten gewinnt, sondern stets in stabilen Durchschnittstemperaturen

bleibt. Wenn man an einem Schneeberg unter dem Äquator emporsteigt, wird man zwar nach und nach die Durchschnittstemperaturen der höheren Breiten empfinden; aber, was das Charakteristische der Klimate gemäßigter und polarer Zonen ausmacht, der Wechsel zwischen Winter und Sommer, ist nicht vorhanden.

Für das zentrale Ostafrika ist in dieser Beziehung nun die Tatsache maßgebend, daß das Innere desselben eine Hochplateaubildung in großem Umfang darstellt, der Erdteil demnach von der Küste landeinwärts überall ansteigt. Daraus folgt, daß von der Küste an verschiedene klimatische Zonen aufeinanderfolgen. Diese Plateaus erreichen im britischen Gebiet die Höhe bis etwa 2500 m im Leikipia und der Ngata na Nyuki um den Baringossee herum; in Deutsch-Ostafrika, in der Wasserscheide zwischen Indischem Ocean und Victoriasee, die Höhe bis zu 2000 m.

Wegen ihrer äquatorialen Lage sind, wie gesagt, die Thermometerschwankungen nach Jahreszeiten nicht stark hervortretend; dagegen kommen wegen der starken Ausstrahlung die von Tag und Nacht, und zwar desto mehr, je entschiedener der Steppencharakter vorherrscht, sehr in Frage. Dazu müssen für unser Gebiet die einzelnen Bergländer, wie Ujambara, Ujagara, Ukami, dann das Kilima-Ndjaru-Gebiet, und wieder die Seenländer im Innern besonders berücksichtigt werden.

Ich glaube, man wird die Temperaturverhältnisse, welche durch diese Bedingungen entstehen, am besten sich veranschaulichen, wenn man die Thermometerablesungen von Sansibar mit denen auf der von mir angelegten Station am Kilima-Ndjaru zusammenhält. Sansibar hat Meereshöhe, die Marangu-Station liegt rund 1450 m hoch. In Sansibar ist eine Durchschnittstemperatur der Maxima von 32° C. des Tages und 28° C. des Nachts, während am Kilima-Ndjaru das Thermometer bei Tage bei voller Sonnenwärme auf 26° C. im Schatten stieg, dagegen fast Nacht um Nacht auf 6—8° C. sank. Auf dem Leikipia-Plateau (2300 m hoch) stieg das Thermometer bei Tage im Schatten bis auf 26° C. über Null, während es bei Nacht bis auf den Gefrierpunkt oder darunter sank. In Uda-Vorurruwa am Tana stieg das Thermometer im September regelmäßig des Nachmittags über 45° C. und sank des Nachts bis auf etwa 30° C. Korvettenkapitän v. Halfern gibt in seinen noch ungedruckten „Segelanweisungen für Ostafrika“,

deren Benutzung ich der Güte des hydrographischen Amtes verdanke, folgende interessante Anführungen aus den Beobachtungen Sr. M. Kr. „Möwe“: „Infolge der starken Regengüsse im Monat Mai und der gleichzeitig zunehmenden Norddeclination der Sonne tritt eine bedeutende Abkühlung ein. Im Juni beginnt dann die kühle, dem Europäer zuzugende Jahreszeit, welche bis Oktober anhält. Die Nächte sind in dieser Zeit besonders kühl und angenehm. Die Luft ist trocken, und daher selbst die immerhin noch bedeutende Mittagshitze nicht allzu empfindlich. Im Oktober wird es wieder heiß, und steigt die Temperatur von da ab langsam bis zum Eintritt bedeckten Himmels und der ersten Regengüsse im April. In den Monaten Januar, Februar, März und April ist es sehr heiß, die Luft feucht und drückend schwül. Im April 1891 betrug in Dar-es-Salam das Mittel der täglichen Maxima  $31^{\circ}$  C., das Mittel der Minima  $24,5^{\circ}$ , im Monat Juni betrug dieselben  $25,2^{\circ}$  und  $20,1^{\circ}$ . Die höchste beobachtete Temperatur des Jahres war im April  $32,0^{\circ}$  C. und die niedrigste im Juni  $18,9^{\circ}$ . In einer Entfernung von nur wenigen Stunden von der Küste landeinwärts treten jedoch schon bedeutend höhere (aber, wie ich hinzufügen kann, auch bedeutend niedrigere) „Temperaturen auf.“ Man sieht schon aus diesen Zusammenstellungen, daß sich Durchschnittszahlen für ostafrikanische Temperaturen noch nicht geben lassen; dies ist überall lokal verschieden. Folgende Thatfachen werden sich jedoch als allgemein gültig aussprechen lassen.

Bei Beurteilung der ostafrikanischen Temperaturen muß man zunächst berücksichtigen, daß auch an der Küste die Zeit der entschiedenen Hitze auf die Stunden von 11 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags beschränkt ist, und daß die Nacht das ganze Jahr rund volle zwölf Stunden umfaßt. In Europa verbindet sich mit dem Begriff großer Sonnenwärme auch unwillkürlich der langer Tage, und instinktiv überträgt der Europäer diese Anschauung auf die Tropen, was unzulässig ist. Durchaus erträglich, ja oft angenehm, auch in den heißesten Teilen unserer Kolonie sind täglich die Stunden von 5 Uhr nachmittags bis 7 Uhr morgens; d. h. immer von 24 Stunden des Tages 14 volle Stunden.

Sodann muß man bei der Beurteilung der Wärmeverhältnisse von Deutsch-Ostafrika die durch die Rotation der Erde verursachte

größere Leichtigkeit jedes Gegenstandes, also auch des Luftmeeres am Äquator im Vergleich mit unserer Zone ins Auge fassen. Gleiche Temperaturen werden ganz verschieden in Berlin wie in Dar-es-Salam empfunden, weil dort das Drückende, was hier hohen Temperaturen ihr Qualvolles gibt, den größeren Teil des Jahres über in Fortfall kommt. Man darf demnach den Gemütszustand schwüler Hundstage nicht ohne weiteres auf die Temperaturen der Äquatorwelt übertragen. Mit der größeren Leichtigkeit der Luft ergibt sich auch ohne weiteres die entsprechende Leichtigkeit der Nerven- und Seelenstimmungen. Dies weiß ein Jeder, welcher die Seefahrt von höheren Breiten in die leichteren Zonen der Tropen gemacht hat und dann wieder umgekehrt aus der sonnigen Welt des Südens in unsern nicht nur kalten, sondern auch im vollen Sinne des Wortes schweren Norden gefahren ist.

Wenn somit die Temperaturverhältnisse Deutsch-Ostafrikas auch da nicht durchaus abjuschend genannt werden können, wo die Kolonie die vollen Eigentümlichkeiten der Tropenzone trägt, so ändern sich diese Verhältnisse ganz außerordentlich zum Vorteil, wenn wir in die höher gelegenen Gebiete kommen. Die Steppen sind des Nachts und an den Morgen geradezu kühl, wo nicht kalt. Denn dies ist in Ostafrika genau so wie in Ceylon oder in Indien. Die Köstlichkeit der leichten, kühlen und dabei doch sonnigen Bergländer in der Tropenzone wird von allen Reisenden ebenso gleichmäßig gepriesen, wie von allen Lesern fast ebenso gleichmäßig skeptisch oder ungläubig aufgenommen, eben weil dieselben unberechtigter Weise von Jugend auf sich daran gewöhnt haben, mit dem Wort Äquator den Begriff unerträgliches Hitze zu verbinden.

In dieser Beziehung bin ich berechtigt, aus Erfahrungen zu sprechen, und kann sagen, daß sich in Nordeuropa auch nicht annähernd so Köstliches findet, wie die herrlichen Morgen afrikanischer Steppen, oder die leichte, nervenerquickende Luft um den Kilima-Ndjaru herum, auf dem Hügel land von Usambara oder in Usagara. Selbst unsere berühmten klaren Septembertage werden an Reinheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre von der Tropenluft in der Höhe von 1200—2000 m durchaus übertroffen.

Wenn die Sonnenwärme hier auch stets intensiver bleibt, so behält der Waldes- oder Hausjchatten auch bei Tage das Erquickende unseres

September, und dazu kommt die so viel intensivere Lichtmenge, welche Flora und Fauna lebhafter sich entwickeln läßt.

Dazu muß man erwägen, daß diese Verhältnisse das ganze Jahr andauern, während in Deutschland die Natur während sieben Monaten vollständig feiern muß. In Deutsch-Ostafrika tritt zwar auch, besonders in den Steppen, zweimal des Jahres ein Erlahmen der zeugenden Naturkraft ein, in den Monaten größter Trockenheit; aber zweimal wiederum, wenn der lebenspendende Regen gefallen ist, drängt sich die Triebkraft des Bodens mächtig hervor. In Nordeuropa ist das Leben der Natur thatächlich auf fünf Monate des Jahres beschränkt.

Dies sind die Vorteile der Tropenwelt im allgemeinen, welche schon von Alexander v. Humboldt in glühenden Farben und mit unvergleichlicher Künstlerhand geschildert worden sind, und welche auch auf Deutsch-Ostafrika ihre Anwendung finden. Soweit es sich um die bloßen Temperaturgrade handelt, liegen die Verhältnisse auch für den Angehörigen kaukasischer Rasse sicherlich nicht ungünstiger als daheim.

Aber dennoch ist das Klima so ungesund? Wie viele Europäer sterben nicht an Fieber und Ruhr (Dysenterie), und wie viele sind nicht nach kurzer Zeit gezwungen, mit geschwächter Gesundheit in die gemäßigte Zone zurückzukeilen! Wer hält es denn überhaupt länger als einige Jahre aus?

Noch liegt die Zeit nicht lange hinter uns, wo der berühmte Fijischer Ausspruch: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund; und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar“, fast von der gesamten wissenschaftlichen Welt Deutschlands billigend unterschrieben und von der Menge insolgedessen gläubig angenommen wurde. Wie steht es nun mit der Wahrheit dieser geistreichen Antithese, und wie lassen sich meine bisherigen Ausführungen und Urteile damit verbinden? Wenn Fijischer recht hat, so ist damit zwar noch nicht das Urteil über Deutsch-Ostafrika als Kolonialbesitz schlechtweg gesprochen, da sehr wohl noch die Fruchtbarkeit einzelner seiner Gebiete für den Unternehmer so verlockend scheinen könnte, daß er die Gefahr an Gesundheit und Leben mit in den Kauf nähme. Wohl aber würde man recht haben, wenn man diesen Ländern eine blühende Entwicklung wenigstens für absehbare Zeiten bestritte; und wenn man demnach die Frage stellte, ob sich für Deutschland ihre Festhaltung lohne.

Das Urteil Dr. Fischers stützt sich auf die Thatfache, daß die feuchteren, tiefer gelegenen Landstriche die Hauptherde des Malaria- und Ruhrbazillus, gleichzeitig aber die eigentlichen Ackerbaugebiete Deutsch-Ostafrikas sind. Anwendung von vornherein findet es nicht auf die feuchten, gleichzeitig aber kühlen und im wesentlichen auch bazillenfrenen Gebirgslandschaften der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, welche demnach aus dem Streit zunächst schon ausscheiden. Daß die Abhänge des Kilima-Ndjaru fruchtbar sind, wird niemand leugnen, welcher sie einmal gesehen hat; daß sie gesund sind, wird kein Mensch bestreiten, welcher längere Zeit ohne Unterbrechung an ihnen gewohnt hat. Und so ist es mit allen unseren Bergländern. Reisende, welche mit dem Krankheitsstoff im Blut auf einige Tage aus der Steppe zum Besuch kamen und dann dort erkrankten, zählen für die Entscheidung dieser Frage nicht mit. Anderes Beobachtungsmaterial hat dem Dr. Fischer aber überhaupt nicht vorgelegen.

Wenn man über diese Streitfrage zu einem objektiven und erfahrungsmäßig begründeten Urteil kommen will, so wird man bei der Prüfung der Krankheitsfälle zunächst scharf zu untersuchen haben, wo die Ursache für die Krankheit in den allgemeinen Verhältnissen Ostafrikas und wo in der besonderen Lebensweise des Betreffenden gesucht werden muß.

Der Reisende, welcher monate- oder jahrelang ununterbrochen in einem Zelt gewohnt hat, oder der neuankommende Kolonist, welcher eine Baracke in Bagamoyo oder am Victoriasee unbekümmert um die Jahreszeit bezieht, sich so kümmerlich wie nur möglich ernährt, erkrankt und stirbt. Todesursache: Malaria, also klimatische Krankheit. Ganz gewiß; dies ist nicht zu bestreiten. Aber ich frage, wenn derselbe Reisende oder Kolonist und mit derselben Unbekümmertheit um die Jahreszeit an der Weser oder an der Elbe im Zelt oder in der Baracke gelebt haben würde, wäre derselbe dann von Krankheit oder Tod verschont geblieben? Wenn er sich im Januar im Zelt einquartiert hätte, würde er vielleicht nicht dem Malariafieber, möglicherweise aber dem Fieber einer Lungen- oder Rippenfellentzündung erlegen sein?

Würde man deshalb behaupten wollen, daß das Klima Norddeutschlands nicht für die kaukasische Rasse geeignet ist? Doch wohl

nicht; sondern man würde höchstens sagen, daß der Betreffende nicht der Jahreszeit oder dem Klima Rechnung getragen hat. Nun; für die Beurteilung der klimatischen Bedingungen Deutsch-Ostafrikas gilt ganz daselbe. Wir haben demnach von unserem Erfahrungsmaterial alle diejenigen Fälle abzustreichen, wo das den klimatischen Bedingungen nicht entsprechende Leben die Krankheitsursache war. Wenn die europäische Menschheit mit den Lebensbedingungen ihrer Zone zur Zeit besser vertraut ist, als mit denen der Tropen, demnach im Stande, den ihr eigentümlichen Gefahren bessere Mittel gegenüberzustellen, als diesen, so beweist dies nichts für die prinzipielle Beantwortung der Frage. Diese kann immer nur bedeuten, ob der Europäer in Afrika bei gleichen Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen wie in Europa, bei gleicher Vorsicht gegenüber der Sonnenglut Afrikas, wie er sie gegenüber der Kälte und Nässe europäischer Winter anwendet, bei gleicher Erforschung der Lebensbedingungen des Malaria Bazillus, wie der Krankheitserreger der Malaria, Lungenentzündungen, gastrischen Fieber, Influenza, und wie die Schwadron der Krankheiten gemäßigter Zonen sich benennen, und entsprechender Sorgfalt in Behandlung derselben, schlimmer sich befinden wird als daheim. Wenn man das Problem so aufsaßt, wird man zu ganz anderen statistischen Ergebnissen gelangen, als wie sie heute vorliegen, wo einfach verzeichnet wird, hier ist einer gestorben, dort jemand erkrankt, ohne nachzuforschen, starb er oder erkrankte er, weil er so ganz abweichen mußte von der Sorgfalt, welche er in Europa auf seine Gesundheit verwenden konnte; oder würde er auch untergegangen sein, wenn er auf die klimatischen Verhältnisse Afrikas dieselbe Rücksicht genommen hätte, welche in Europa als ganz selbstverständlich jeder Handarbeiter auf die unserm Klima eigentümlichen Verhältnisse nimmt, wenn er sich des Nachts in ein trockenes Zimmer und in ein warmes Bett legt?

Als Tacitus nach Deutschland kam, galt daselbe für ein unerträgliches Fieberland, und ich bin überzeugt, daß man im damaligen Rom die Besiedelungsfähigkeit dieses wilden Gebietes ebenso erörtert hat, wie man sich heute in Berlin oder London über die Bewohnbarkeit tropischer Striche unterhält. Nun, heute zweifelt kein Mensch mehr, daß auch ein Italiener in München oder Hamburg zur Not ganz gut fortkommen kann. Wo lag also der Grund, daß man zur Zeit des Tacitus, in

der man sicherlich reichlich so aufgeklärt und ohne Frage weltbürgerlicher in Rom war als heute, an solcher Thatjache zweifelte? Doch wohl daran, daß man bei Beurteilung derselben nicht in Abzug brachte, wie viele Italiener in Deutschland aus Mangel an gewohntem Komfort dem Fieber erlagen, und wie eine der römischen ähnliche Kultivierung des Landes alle diese Dinge ändern müsse. Nun, genau so ist es mit den Ländern Mittelafrikas der Fall.

Diejenigen Veränderungen, welche die fortgesetzte Einwirkung einer verschiedenartigen Temperatur auf das europäische Nervensystem ausüben wird, werden sich freilich niemals abwenden lassen und sich auch in den Eigentümlichkeiten eingeseffener mittelafrikanischer Kolonisten zum Ausdruck bringen, genau wie dies mit der physiologischen Entwicklung der Hantecés, der Transvaalboers und der Australier der Fall ist. Aber die Gefahren, welche dem eindringenden Europäer heute von Malaria und anderen afrikanischen Bazillen drohen, wird kein Verstand und keine Energie mit der Zeit zu beseitigen in der Lage sein. Diese aber sind es, welche man meint, wenn man von der Gefährlichkeit afrikanischen Klimas spricht. „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen“, das wird stets wahr bleiben, wenn auch in anderem Sinne, als der Alltagsverstand meint. Aber die Lebensgefahr durch klimatische Krankheiten weicht heute schon mit jedem neuen gesunden Haus, das in Sansibar oder in Tanga gebaut wird, und wird dereinst ebenso zur historischen Erinnerung geworden sein, wie das ungünstige Klima von Deutschland zur Zeit des Tacitus.

Wenn ich mein Urteil über die klimatischen Verhältnisse Ostafrikas abschließend zusammenfasse, so meine ich demnach, daß die Gebirge und Hochländer von 1200 m an für den Deutschen heute schon bewohnbar sind, und daß sie, joweit ihre übrigen Verhältnisse dies gestatten, sofort besiedlungsfähig sein werden, sobald sie durch Eisenbahnen in unmittelbare Verbindung mit der Küste und Europa gebracht sein werden. Aber ich bin überzeugt, daß die Zone der Bewohnbarkeit mit der fortschreitenden Erschließung und Zivilisierung des Landes fortdauernd wachsen wird, und daß ihr ihre Grenze nicht durch die Temperatur-, sondern durch die Bewässerungsfrage bestimmt werden wird. Mit der entwickelten Technik und medizinischen Prophylaktik werden schließlich auch tiefer gelegene ostafrikanische Landstriche für deutsche Einwanderung



geöffnet werden.<sup>1)</sup> Freilich wird eine deutsche Bevölkerung im Verlaufe der Geschlechter hier ebenso der Degeneration verfallen müssen, wie dies den Portugiesen in Brasilien und Indien, und den Spaniern auf den Philippinen und in Mexiko geschehen ist; eben deshalb, weil die abhärtenden Einflüsse, welche gerade in den ungünstigeren Eigenschaften des europäischen Klimas liegen, hier so ganz fehlen. Die europäische Rasse wird sich im Verlauf der Zeit physiologisch der Eigenart centralafrikanischen Klimas anpassen, und dies muß selbstverständlich im Verlaufe der Generationen zur Verweichlichung und Entartung führen. Schließlich kann unsere Rasse ihre volle Eigenart nur in den klimatischen Verhältnissen erhalten, wo sie dieselben entwickelt hat, in Europa selbst; und überall sonst, auch in Nordamerika und Australien, wird sie sich Umwandlungen ausgesetzt sehen, welche zum wenigsten keine Verbesserung darstellen. Mit diesem Vorbehalt aber wird man auch Deutsch-Ostafrika der Reihe der besiedlungsfähigen Gebiete anschließen dürfen.

Für die Frage, bis zu welchem Umfang Deutsch-Ostafrika kultivierbar und besiedlungsfähig ist, ist, wie gesagt, vornehmlich sein Wasserreichthum entscheidend. Denn bei der Wärmemenge des Erdteils ist es bei hinreichender Bewässerung immer nur eine Frage der Zeit, wann ein Landstrich kulturfähig wird; und thatsächlich sehen wir die feuchtesten Teile des Landes auch überall mit üppiger Pflanzendecke versehen. Mit Bewässerung.

<sup>1)</sup> Ein sehr lehrreiches kleines Buch für die Kenntniß der Malaria und die aus derselben sich ergebende rationelle Behandlung ist die soeben erschienene Schrift Dr. C. Steudels, welcher selbst gegen drei Jahr als Oberarzt an der deutsch-ostafrikanischen Küste thätig war, über „Die perniciose Malaria in Deutsch-Ostafrika“. Dr. Steudel legt für die Bekämpfung dieser Gefahr ebenfalls das größte Gewicht auf die Entwicklung der Wohnungsfrage und glaubt, auf Grund seiner Erfahrungen, an eine energische Malariaprophylaxe. Seine Ansicht über die Behandlung akuter Fälle läuft darauf hinaus, daß er jeden Erkrankungsfall für absolut heilbar durch Chinin hält, wenn eben rechtzeitig eingegriffen wird. Er hält es für möglich, „dem menschlichen Körper so viel Chinin einzuverleiben, daß eine weitere Entwicklung der Malariaplasmodien in demselben abgehemmt wird, ohne daß der menschliche Körper durch diese Chininisierung erheblichen Schaden nähme“ (S. 48). Dr. Steudel, der allerdings ausschließlich die Küsten kennt, sieht die Gesundheitsverhältnisse unserer Kolonie im übrigen keineswegs optimistisch an und ist als einer der besonnensten und gewissenhaftesten Ärzte der Schutztruppe bekannt. Von anderen notorischen Ärzten, z. B. Dr. Kohlstück, Dr. Plache, wird der allzureichliche Gebrauch von Chinin stark bekämpft. Aber die Frage hier ist auch nur, ob es gegen die Malaria heute bereits ein unter allen Umständen sicheres Mittel gibt.

einer Abänderung des Fischerischen Ausspruches darf man sagen: wo Afrika feucht ist, da ist es auch fruchtbar.

Für seine Bewässerung nun ist Deutsch-Ostafrika wie jedes andere Land der Erde in letzter Linie abhängig von seinen Niederschlägen, und diese hängen wiederum ab von den Luftströmungen. Es ist bekannt, daß wir uns hier im Gebiet der Passate befinden, welche je nach dem Stande der Sonne in Südostpassat und Nordostpassat sich abwechseln. Von Mai bis September weht der Wind aus Südost, von Dezember bis März aus Nordost. Zwischen diese regelmäßigen Windströmungen fallen Monate mit wechselnden Winden, welche jedoch für unsere Kolonie der überwiegenden Überzahl nach aus der östlichen Seite des Horizontes kommen.

Sie treiben die Feuchtigkeit aus dem großen Wasserbecken des Indischen Ozeans über das Festland von Ostafrika. Denn die Niederschläge folgen den herrschenden Winden und dem Stande der Sonne. In Sansibar und an der Küste finden demnach jährlich zwei regelmäßige Regenzeiten statt, deren größere von Anfang März bis Ende Mai dauert (die Masifa), und deren kleinere etwa den Monat November ausfüllt (die Vuli). Dies Verhältnis hat im wesentlichen die Tendenz, auf jedes einzelne Land unserer Kolonie zuzutreffen; nur finden sehr starke örtliche Abweichungen und zwar oft ganz barocker Art statt. In Unyamwezi und am Nyassa vereinigen sich die beiden Regenzeiten zu einer einzigen, welche vom Dezember bis zum März reicht.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die vom Indischen Ozean kommenden Niederschläge sich vornehmlich an der Küste und den nach Osten abfallenden Randgebirgen (Ujambara, Ujagara, Uhehe) ablagern. Dahinter liegt eine Zone von Steppen, welche von der Feuchtigkeit nicht recht mehr erreicht wird und demnach vorwiegend trocken bleibt. An der Westgrenze der Kolonie entstehen dann wiederum verschiedenartige Voraussetzungen durch die großen Wasserflächen der Seen.

Die Regenmenge in den verschiedenen Teilen der Kolonie genau anzugeben, ist heute noch nicht möglich. Für Sansibar liegen sorgfältige Beobachtungen vor, und diese ergeben als Mittelwert von neun Jahren die Höhe von 250 mm<sup>1)</sup>, während sie für die einzelnen Jahre

<sup>1)</sup> Die norddeutsche Tiefebene hat eine durchschnittliche Regenmenge von 500 bis 600 mm das Jahr.

ganz auffallende Schwankungen und Unregelmäßigkeiten aufweisen. Dr. Kaiser, Böhm und Reichard stellten in Unyamweji Beobachtungen an, welche mehr als ein Jahr umfaßten und eine Regenmenge von 1000 mm ergaben. An der nördlichen Gebirgsumrandung des Nyassa erreichte die Regenmenge einer Masifa nach Merensky die Höhe von 2523 mm. In einzelnen Teilen dieses Gebietes, am Kilima-Ndjaro wie in Uganda, ist „Regen zu allen Jahreszeiten“, wie in Nordeuropa, wenn auch der Regenfall ein Maximum nach den Perioden der allgemeinen ostafrikanischen Regenzeiten zu aufweist. Natürlich ist in solchen Ländern die Pflanzenwelt entsprechend energischer und frischer als anderswo entwickelt. Am ärmsten sind einzelne Savannen zwischen Kilima-Ndjaro und Viktoria-see, sowie Ugogo bedacht, wo die Regenmenge in manchen Strichen 40 bis 50 mm nicht übersteigen dürfte, und der Regenfall auf einige Monate des Jahres beschränkt ist. Hier tritt denn auch stellenweise in Fauna und Flora fast nur ein Wüstencharakter auf, und der Ackerbau ist auf einzelne oasenartige Punkte oder aber aufgesetzte Hügelländer beschränkt.

Neben den allgemeinen Niederschlägen kommen die regelmäßigen Flußläufe und Quellgebiete in Frage.

Solcher Flüsse hat unsere Kolonie sechs, deren Länge sich nach <sup>Stärke.</sup> der Breite des Küstenabfalls zwischen dem ostafrikanischen Hochplateau und dem Indischen Ocean richtet. Es sind der Umba (ein reiner Steppenfluß), der Pangani (Rufu), der Wami, der Ringani (Rufu), der Rufidji und der Rovuma. Dazu kommen viele kleinere, wie z. B. der Sigi- und Lindifluß, welche jedoch über den Begriff Bäche kaum hinausreichen. Für Flußschiffahrt kommt vornehmlich der Rufidji bis zu einem gewissen Grade in Frage, welcher von Lieutenant z. S. Fromm im Jahre 1892 bis zu den „Panganifällen“ hinauf mit einer Pinak befahren worden ist. Die übrigen gestatten lokale Wasserverbindungen von Platz zu Platz, sind aber entweder durch Barren vom Ocean abgetrennt oder durch Schnellen und Katarakte zerrissen. Doch ermöglichen Pangani, Wami und Rovuma immerhin auf weite Strecken Schiffsverbindung.

Für die Kultur wesentlicher sind die in Randgebirge aufgelösten Abdachungen des Plateaus nach Osten, auf denen der größere Teil der Niederschläge abfällt, um als kleine Quellen und Bäche wieder zum Vorschein zu kommen, wie Ujambara, Uguru, Ujagara, Uhehe. Hier ist das gegebene Feld für Ackerbau- und Plantagenbetrieb, während

die Steppen dahinter vornehmlich für Viehzucht in Frage kommen. Somit haben wir in Deutsch-Ostafrika, was Feuchtigkeit anbetrifft, drei ganz bestimmte Zonen:

1. den Küstentreifen und die östliche Plateauabbachung,
2. den steppenartigen Hochlandsgürtel und
3. das Seegebiet mit dem feilartig dazwischen gehobenen Unjamwesi und seinen Nebenländern.

Wie weit in den Steppen Grundwasser gefunden werden wird, ist noch eine offene Frage. Der indische Landmesser Iman Sharif Khan Bahadur, welcher bei der deutsch-englischen Grenzregulierung der britischen Expedition beigegeben war, meinte, daß die Nyika und die Kilima-Ndjaru-Steppe überall Grundwasser enthalten und in dieser Beziehung, was Besiedlungsmöglichkeit anbetriffe, dem Bundschab überlegen seien. Dies muß ich dahingestellt sein lassen. Um diese Frage wissenschaftlich zu entscheiden, würde es nötig sein, den geologischen Aufbau der tieferen Schichten dieser Steppen genau aufzudecken.

**Geologische  
Gestaltung.**

Im allgemeinen ist die geologische Gestaltung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie eine sehr einfache.

Das ganze Ostafrika stellt eine einheitliche geologische Bildung dar. Von Abyssynien hinunter bis ins Kapland ist es eine mächtige Granit- und Gneismasse, welche meridional gefaltet oder emporgeschoben ist und dadurch eine Hochlandbildung verursacht.

Nun freilich haben bei der Gestaltung dieser Formation einige eingreifende Störungen stattgefunden, welche zu Spaltungen geführt haben, und durch welche die Figuration des Landes etwas mannigfaltiger gestaltet worden ist. Diejen Spalten oder „Gräben“ sind vulkanische Ausbruchsstellen aufgezeigt, welche teilweise zusammengebrochen, zu Seen, teilweise zu sehr mächtigen Bergbildungen geführt haben.

Die eine solcher Senkungen zieht sich entlang der Westgrenze unseres Gebietes und wird bezeichnet durch den Tanganyika, Albert Edward-, Albertsee und andere. Dieselbe ist etwa 1250 km lang und in ihrer ganzen Ausdehnung von Spuren vulkanischer Tätigkeit begleitet, deren großartigste Ausprägungen in den Njumbiro-Bergen gegeben zu sein scheinen.

Östlich von dieser meridionalen Längsspalte schließt sich das große Absenkungsfeld des Viktoria-Nyanja, des Sammelbeckens des Niles an.

Dasjelbe iſt rund 1200 Quadratmeilen oder 68000 Quadratkilometer groß, gehört aber, ebenjo wie die weſtliche Spalte nur jener Südhälfte nach ins deutſche Gebiet.

Im Oſten wird es begrenzt von einer Landanſchwellung, welche im Norden (in der Angata na Nyufi) 2300 m hoch iſt, nach Süden in unſerm Gebiet allmählich bis auf 1800 m und im Kilima Tindi in Ugogo bis auf 1400 m ſich ſenkt. Ihre Oſtſeite bildet den weſtlichen Rand des zweiten großen oſtafrikanischen „Grabens“, jener mächtigen Spalte, welche ſich ſcheinbar ununterbrochen vom 15. Grad ſüdl. Br. bis zum 7. Grad nördl. Br. erſtreckt und vermutlich nach beiden Richtungen noch darüber hinausreicht.

Profeſſor Süß glaubt ihre Fortſetzung in den Bruchſtellen am Südrande des abſſyniſchen Hochlandes und in dem „Graben“ des Roten Meeres zu finden, deſſen nördlicher Ausläufer das Tote Meer iſt. Auch dieſe Spalte wird an ihren Rändern von vulkaniſchen Ergußſtellen durchbrochen.

Dieſe Senkung hat in Deutſchland ein kleines Abbild im Großherzogtum Baden mit dem Elſaß zwiſchen Schwarzwald und den Vogesen. Aber während die deutſche Spalte durch den Rhein entwäſſert wird, ſo iſt der große oſtafrikanische „Graben“ in ſeinem größeren Teil abflußlos. Von Norden nach Süden enthält er eine Kette abflußloſer Seen: den Rudolf-, Varingo-, Nakuro-, Nainwaſcha-, Natron- und Manjarajee. Nach Süden verſlacht er ſich beſonders an ſeinem Oſtrand und ergießt, wie es ſcheint, ſeine Gewäſſer durch den Juboſfluß zum Stromgebiete des Ruſſidji und dem Indiſchen Oceane. Ich bin der Meinung, daß auch der Nyaffaſee mit der Shireſenkung zu dieſer Spalte gehört, ſo jedoch, daß die Grabenſohle am Nordende des Sees durch vulkaniſche Eruptivmaſſen vollſtändig verſtopft iſt. Dies werde ich im folgenden weiter darthun.

Außer dieſen beiden großen Gräben finden ſich in dieſem Teil unſerer Kolonie noch einige kleinere analoge Bruchſpalten, welche Mannigfaltigkeit in ihre Formation bringen. Es ſind dieſe der Kilima-Ndjaru-, der Wenbaere- und der Nifwagraben. Dem erſteren ſind Maeru, Kilima-Ndjaru und Kenia als gewaltige Vulkane aufgeſetzt.

An dieſem Kilima-Ndjaru-Graben ſetzt als vierte charakteriſtiſche Zone von Deutſch-Oſtſafrika die Abdachung des Hochplateaus zum

Indischen Ozean hin ein. Dieser Abdachung, welche zwei bis drei Längengrade umfaßt, sind in ihrer ganzen Ausdehnung von Nord nach Süden, scharf und oft scharf aus der Steppe aufsteigend, Randgebirge und Hügelländer aufgesetzt. Sie sind entstanden teilweise aus seitlich sich abzweigenden Faltungen wie Pare und Usambara, teilweise scheinen sie auch nur den terrassenförmigen Abfall des Hochplateaus selbst darzustellen, wie die Gebirgsränder im Süden der Kolonie. Da diese Abdachung, wie oben ausgeführt, die Hauptmasse der Niederschläge vom Indischen Ozean her auffängt, so stehen wir in den sie begleitenden Hügelländern, von Usambara über Nguru, Ukami und Usagara fort nach Uhehe und den Nyassabergen hinunter sicherlich den wertvollsten Teilen unseres Besitzes gegenüber. Auf diesem Dach Deutsch-Ostafrikas entwickeln sich die oben aufgezählten Küstenströme. Dasselbe ist im Norden unserer Kolonie über 300 km breit, verengt sich ein wenig gegenüber Sansibar in der Flußbildung des Mtondokwa-Wami und verbreitert sich wieder nach Süden zu, wo es für die Bildungen des Rufidji und Rovuma weiteren Spielraum läßt.

Au die Abdachung gliedert sich als letzte geologische Zone, der Küstenfaum, welcher im allgemeinen jüngeren Datums ist. Im Gegensatz zum Gneis und Granit des Hinterlandes stellt er Kalk und Sandstein dar und ist verschwifert mit den vorgelagerten Inseln. Zwischen ihm und der Gneis-Granitbildung im Innern ist ein sehr schmaler Gürtel Zuraformation eingelagert.

Für die vorliegende Frage der kolonial-wirtschaftlichen Bedeutung unseres ostafrikanischen Besitzes handelt es sich nun vornehmlich darum, zu wissen, welche praktischen Folgerungen sich aus dem dargestellten geologischen Aufbau eines solchen Landes ergeben. Wir wollen wissen, wie der Boden beschaffen ist und welche Mineralischätze wir zu erwarten haben.

**Bodenart.** Der Boden eines Landes ist in erster Linie das Ergebnis der chemischen Zersetzung seiner Gesteinsarten. Man unterscheidet in dieser Beziehung eine Oberkrume und einen Untergrund. Was Deutsch-Ostafrika anbetrifft, so läßt sich allgemein aussprechen, daß die Zersetzung von Sandstein und Kalk der Küste entlang einen leichten sandigen, die Zersetzung der Primärformation im Innern einen schweren thonigen Boden ergibt. Dazu kommt, was dazwischen durch Quellen und Flüsse

an Alluvium hineingeschoben ist, besonders in den wasserreichen Hügel-  
ländern der Abdachung, und die Zersetzung der vulkanischen Gesteins-  
arten, z. B. am Kilima-Ndjaru. Die letzteren stellen vorzugsweise den  
sogenannten vulkanischen Lehm dar, und hier stehen wir in der That  
der fruchtbarsten Bodenart gegenüber, welche es überhaupt gibt, wäh-  
rend auch die Flußalluvien ähnlich dem unteren Niltal sehr oft von  
üppigem Reichthum sind. Aber auch der rote Thon und Laterit der  
Steppen ist nirgends unfruchtbar, und seine landwirtschaftliche Aus-  
nutzung ist überall nur eine Frage der Bewässerung. Wirkliche Wüste  
gibt es in Deutsch-Ostafrika überhaupt nicht; selbst der große östliche  
wasserarme Graben trägt überall eine, wenn auch oft spärliche Vege-  
tation. Die Steppen sind nirgends Sand-, sondern sie scheiden sich  
in Gras-, Baum- und Buschsteppen, von denen freilich die letzteren  
überwiegen. Ich werde gerade auf diesen Punkt im nächsten Abschnitt  
im einzelnen zurückkommen haben; es genügt hier, zu sagen, daß, all-  
gemein gesprochen, der Boden Deutsch-Ostafrikas seiner geologischen  
Beschaffenheit nach die Vorbedingungen für eine landwirtschaftliche  
Ertragsfähigkeit überall da bietet, wo genügend Wasser vorhanden  
ist, und daß er sich demnach in einer Reihe von Landschaften auch  
zur Bodenart ersten Ranges erhebt. Für die landwirtschaftlichen Unter-  
nehmungen wird es demnach vor allem darauf ankommen, immer diese  
günstigen Striche mit genügender Feuchtigkeit aufzusuchen.

Weniger günstig liegen beim gegenwärtigen Stand der bergmänni-  
schen Erforschung des deutsch-ostafrikanischen Gebietes die Fragen nach Mineralische.  
den Mineralischen des Landes.

Bergleute haben das Schutzgebiet überhaupt noch nicht bereist.  
Die besten geologischen und mineralogischen Kenntnisse verdanken wir  
Thomson und Thornton, dem Begleiter v. d. Deckens. Neuerdings sind  
in den Jahren 1891/92 im Auftrage des Reichskommissars v. Wißmann  
(durch Lieber) geologische und mineralogische Untersuchungen vorgenommen  
worden; dieselben konnten jedoch wegen der damals herrschenden poli-  
tischen Wirren nur unvollkommen ausgeführt werden und geben nur  
annähernd ein Bild von dem Mineralreichtum des Landes.

Von Edelmetallen<sup>1)</sup> ist bis jetzt nur Gold im nördlichen Massailande

<sup>1)</sup> Die nachfolgenden Daten hat mir Herr Bergassessor Eichhorst liebens-  
würdigerweise aus dem amtlichen Material ausgezogen.

und in Urambo westlich von Tabora nachgewiesen worden. Kupfererze sind am Tanganyika, in Frangi und nördlich vom Rovuma gefunden worden. Ob sich diese Erze zur Verhüttung eignen, muß erst eine gründliche Untersuchung der Lagerstätten ergeben.

Eisenerze kamen namentlich in den Bergen von Masasi im Gneiß vor, und zwar als Magnet Eisen. Das aus demselben gewonnene Metall ist von ausgezeichnete Beschaffenheit. Rajeneisenerze finden sich in der Ebene des Rufondofluusses, am Victoriasee, in West-Unjamezi und in vielen anderen Gebieten in großen Massen; eine Verhüttung ist jedoch mit ihnen bis jetzt nicht vorgenommen. Bedeutend für die dortige Gegend sind die Eisenschmelzen in den Bergen von Kaguru, welche Roteisenstein und Magneteisenerz verarbeiten. Die Hauptplätze für die inländische Eisengewinnung sind Unyanembe, Ugueno, Ujindja und Frangi, Ujipa, Ukinga, Unjika, in deren Umgegend der Reichtum an Eisenerzen ein ganz bedeutender ist.

Kohlenführende Sandsteine und Schiefer finden sich am Sambesi und südlichen Nyassa, und auf portugiesischem Gebiet sind insolgedessen auch Kohlenflöze entdeckt worden. Kohleführende Schichten scheinen bei uns nach Lieder nur am Rufidji und in Süd-Ukani aufzutreten, anstehende Kohlenflöze konnten dort bis jetzt aber nicht gefunden werden. Die Nachforschungen des Herrn v. Behr und Lieder nach Kohlen waren daher erfolglos. Die weitere Untersuchung wird am zweckmäßigsten durch Tiefbohrungen auszuführen sein, ohne welche genaue Aufschlüsse über die Lagerungsverhältnisse nicht gemacht werden können.

In den Steppen westlich des Kilima-Ndjaru finden sich vornehmlich Salzablagerungen, aus welchen durch Auslaugen Kochsalz, Soda und Pottasche gewonnen wird. Meistenteils erhalten Eingeborene jedoch Kochsalz durch den Handel von der Küste her. Natron kommt in reinem kristallisierten Zustande am Rande einiger Steppenseen vor.

Günstiger als die Untersuchungen auf nutzbringende Mineralien haben sich die Nachforschungen auf Graphit und Blimmer, welche von Herrn Lieder ausgeführt sind, gestaltet. Namentlich die graphitführenden Schichten des Gneißes im Nguru, Mrogoro und West-Ukani haben eine große Ausdehnung ergeben. Auch am Südabhange des Mtumbaku in Ukani sind ausgedehnte Lager vorhanden. Von dort wird der Graphit zum Färben von Krügen und anderen Thongefäßen in den Handel gebracht.



Gelber Kaliglimmer ist in bedeutender Ausdehnung im Hindu-gebirge und im Nguruwandegebirge in Ujagara gefunden worden. In den letzten Jahren hat dieses Mineral, welches von Indien aus in den Handel gebracht wird, eine großartige Verwendung in der Technik gefunden, so daß bei seinem hohen Preise eine gewinnbringende Ausbeutung in Angriff genommen werden kann. Die Glimmerplatten von Yange-Yange, Ukami sind nicht von solcher Größe wie die von Hindu. An Güte und Reinheit stehen diese Platten jedoch dem indischen Mineral durchaus nicht nach.

Es ist noch das Vorkommen von dichtem grauen Kalk bei Tanga, sowie die dort vorkommenden Thonlager zu erwähnen. Ein Brennversuch sowohl von Kalk als von Ziegeln hat sehr günstige Resultate ergeben.

In den Steppen nördlich vom Kovuma haben die Missionare von Masafi nach einer Mitteilung Sir John Kirk's an die geographische Gesellschaft zu London eine Reihe wertvoller Steine gefunden, wie Beryll und Aquamarin.

Aber alles in allem haben die Ergebnisse der mineralogischen Untersuchung Deutsch- sowie auch Britisch-Ostafrikas bisher zu wenig günstigen Ergebnissen geführt. Ein endgültiges Urteil kann jedoch bei den bisher nur oberflächlichen und teilweisen Untersuchungen in unserem Schutzgebiet noch nicht abgegeben werden.

Da ist die Frage für eine gewinnbringende Ausbeutung des Bodens um so wichtiger, und hierfür fallen die Arbeiterverhältnisse der Kolonie sehr erheblich mit ins Gewicht.

Bekanntlich besitzen wir in der Suahili-Bevölkerung des Küstenstreifens, den Waujameji und Wajukuma des Innern, schon heute ein Arbeitermaterial, welches in Afrika nicht übertroffen wird und überall gesucht ist. Ihre Anzahl zählt ohne Frage nach hunderttausenden. Die Bevölkerungen der Bergländer, sowie die kriegerischen Nomaden der Steppen kommen für absehbare Zeit als Arbeiter nicht in Frage, da sie scheu und unzuverlässig sind und in der Regel auch sehr empfindlich gegen die Klimate der feuchten und fruchtbaren Tiefländer. Die Wad-jagga z. B. können das Steppenklima schlechterdings nicht vertragen; die Bananen von Laweta seien giftig, sagen sie; wer sie esse, müsse sterben. Ähnlich so ist es mit den Wapare und Wajambara.

**Arbeiter-  
verhältnisse.**

Die große Schwierigkeit auch gegenüber den arbeitenden Stämmen ist, eine Rechtsform zu finden, um eine Stabilität der Arbeit zu sichern. Der Afrikaner ist seit Jahrtausenden die Form der Sklaverei gewohnt gewesen, welche ihm noch heute vernünftig und natürlich erscheint. Was die europäische Rasse sich in einer Entwicklung von vielen Jahrhunderten durch geistige Arbeit organisch mühsam errungen hat: der Übergang zu immer freieren Dienstformen durch Hörigkeit und Leibeigenschaft hindurch bis zum Kontraktverhältnis, soll nunmehr dieser schwarzen Rasse von heute auf morgen aufgedrängt werden, und hierfür hat sie zunächst wenigstens kein Verständnis. Das Gefühl von der Verbindlichkeit eines Rechtskontraktes will in den normalen Negerhädel so ohne weiteres nicht hinein, und bei der glücklichen Bedürfnislosigkeit dieser Rasse ist er geneigt, wenn der äußere Zwang, an den er gewöhnt war, plötzlich aufhört, lieber im Augenblick seiner unmittelbaren Neigung nachzugehen, als einem ihm unfaßbaren abstrakten Pflichtgefühl zu folgen. Der kategorische Imperativ Kants hat noch keine Macht über diesen naiven Sohn der Palmen- und Bananenwelt; und, Kind des Augenblickes, wie er ist, lauscht er mehr den Eingebungen der munteren Laune, als den Ratsschlägen des ersten Gewissens. Die Folge davon ist, daß er Kontraktverpflichtung, z. B. auf monatliche Arbeit, nur allzu oft Kontraktverpflichtung sein läßt, wenn Tanz und Gesang oder auch nur die beschauliche Ruhe philosophischer Betrachtung im Schatten eines Mangobaumes lockt. Der Arbeitgeber mag sehen, wie er fertig wird. Nun liegt auf der Hand, daß bei solchen Verhältnissen die meisten wirtschaftlichen Unternehmungen, welche auf regelmäßige Arbeit und zwar eines und desselben Individuums angewiesen sind, darniederliegen müssen. Ich meine alle Arbeiten, welche einer gewissen Fertigkeit bedürfen, wie bei den meisten Plantagenbetrieben, Eisenbahnbauten u. s. w. Es ist ein sehr bedenkliches Zeichen für die Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie, daß sowohl die ostafrikanische Gesellschaft, wie die Plantagengeellschaft gezwungen gewesen sind, Kulis und Javanesen aus Singapore einzuführen. Der Grund hierfür liegt ausschließlich in der Unzuverlässigkeit des eingeborenen Arbeitermaterials überall da, wo er von jedem Zwang emanzipiert ist und ohne Übergang mit den Segnungen der individuellen Freiheit nach manchesterlicher Schablone beglückt wird. Den wesentlichsten Schaden wird natürlich der Neger selbst

von diesem Danaergechenk haben. Denn, anstatt durch eine vernünftige Schule, wie sie jedes Volk der Erde durchzumachen gehabt hat, zur vollen individuellen Rechtsfreiheit allmählich erzogen zu werden, wird ihm, ohne daß man ihn fragt, ob er ihn auch wünscht, der für seinen Kopf noch viel zu große Hut ohne weiteres aufgestülpt. Die Folgen kann man besonders in den englischen Kolonien wahrnehmen, in denen die Deklamatoren von Exeterhall am unmittelbarsten herrschen. Überall ein fauler und frecher Negerpöbel, der die weiße Bevölkerung nicht nur belästigt, sondern geradezu bedroht.

Was die Verwaltung in dieser Frage als das mindeste thun kann, ist, Ausnahmebestimmungen für Arbeiterkontraktbrüche zu treffen und energisch durchzuführen. Im Negerkopf muß ein unzerreißbarer nexus idearum zwischen Kontraktbruch und Prügelkriegen hergestellt werden, um ihn mit der Zeit für die abstrakte Handhabung des allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches geeignet zu machen. Dadurch wird es vielleicht möglich sein, ihn zur regelmäßigen Arbeit zu erziehen, und dies wird ein Gewinn für die ostafrikanischen Kolonien sein, nicht am wenigsten für den Neger selbst, welcher gar nicht in Zahlen auszudrücken ist.

Also kurz gesagt, das Material für eine tüchtige Arbeiterbevölkerung ist in Ostafrika vorhanden. Ob sie der Kolonie zu teil werden wird, das wird völlig vom Gang der Entwicklung und nicht am wenigsten von den Maßnahmen der Verwaltung abhängen. Denn der Unternehmer muß doch seinem geschäftlichen Kalkül nachgehen, und man kann von ihm nicht verlangen, daß er Experimente mit der eingeborenen Bevölkerung in Bezug auf Erziehung zur Arbeit vornimmt, welche diesem nicht unmittelbar entspringen.

Einstweilen hat die ostafrikanische wirtschaftliche Unternehmung ihr bestes Arbeitermaterial noch immer in den Sklavenmassen der Araber, welche durch Kontrakt mit dem Herrn gedungen wurden; aber dem Bedarf auch nicht im Entferntesten mehr genügen. Bis die Entwicklung zur nutzbringenden Verwendung freier schwarzer Arbeiter gediehen sein wird, werden die großen Gesellschaften ohne die Einführung asiatischer Kräfte nicht auskommen können; und hierdurch werden die Betriebe natürlich außerordentlich verteuert, ganz abgesehen von dem humanitären Schaden, daß die freie Negerbevölkerung an der Entwicklung ihres Landes und den daraus sich ergebenden Vorteilen keinen eigentlichen

Anteil nimmt und dadurch, nach weltgeschichtlichem Gesetz, dem Untergang anheimfällt. An diesem Punkt vermag die Verwaltung unmittelbar und sehr fördernd für ihren Teil durch ihre Maßnahmen einzugreifen.

Inzwischen sind die eigentlichen Lohnjätze noch immer sehr niedrig; trotz des Sinkens der Silber-Waluta auf der ganzen Erde kann man einen Tagelöhner noch immer für  $\frac{1}{3}$  von der Ruppe per Tag, also nach hiezigem Kurs für 40 Pfg. haben. Dies würde sehr günstig für die ostafrikanische Landwirtschaft sein, wenn die eben aufgeführten Verluste und Schädigungen durch Kontraktbrüche den Vorteil des billigen Lohnes nicht wieder aufheben. In dieser Beziehung ist in der That ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse die Vorbedingung für eine gedeihliche Entwicklung des Schutzgebietes.

#### **Verkehrswesen.**

Auch das Verkehrsweisen steht noch in der niedrigsten Kindheitsstufe seiner Entwicklung. Noch immer, wie vor Jahrtausenden, ist der Mensch das eigentliche Lasttier Centralafrikas. Esel werden daneben nur lokal und für den größeren Verkehr fast gar nicht verwendet, andere Lasttiere fehlen vollständig. Ganz abgesehen von den Schädigungen, welche dem Handel durch die oben gekennzeichnete Unzuverlässigkeit des Trägermaterials entstehen, liegt auf der Hand, wie teuer und schwerfällig der ostafrikanische Verkehr sich gestalten muß. Laststücke über 60—90 Pfund lassen sich auf Menschenköpfen oder Schultern überhaupt nicht befördern, und eine normale Last von 60 Pfund kostet bis zum Victoriasee etwa 75 Mark; eine Tonne Frachtgewicht vom Victoriasee bis zur Küste kostet also rund 2500 Mark. Man kann sich leicht berechnen, welche Güter sich bei solchen Frachttären noch des Transportes lohnen. Thatächlich kommt für die Ausfuhr aus dem Hinterland nur Elfenbein in Frage. Man mache sich klar, was von dem Handel zwischen München und Hamburg übrig bleiben würde, wenn wir als Beförderungsmittel nur die Muskeln von Dienstleuten oder Frachtträgern besäßen. Hier also muß der Haupthebel für den Aufschwung der Kolonie eingesetzt werden.

Die natürlichen Bedingungen Deutsch-Ostafrikas für die Schaffung geeigneter Verkehrsverhältnisse sind zwar nicht besonders vorteilhafte, als, wie wir gesehen haben, benutzbare Wasserstraßen selten sind. Aber auf der anderen Seite sind sie doch nicht durchaus ungünstig, da wir im wesentlichen einer gleichmäßig sich abdachenden Steppenbildung gegenüberstehen, und der große Ostgraben in unserem Gebiet bereits

viel von seinem scharffen Abfall verloren hat. Hochgebirge, wie die Alpen oder Anden oder gar der Himalaya, welche dem Verkehr große Hemmungen entgegenstellen, gibt es in der Kolonie überhaupt nicht; sondern Eisenbahnen wie Fahrstraßen werden zum weitaus größten Teile hervorstechend günstige Verhältnisse und nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten finden. Dazu kommt, daß keine wirklichen Hemmnisse der Einführung von Lasttieren aller Art entgegenstehen. Ich bin fast zwei Jahre hindurch in allen möglichen Terrains, Sümpfen, Steppen und Bergen auf einem Pferde gereist, und wo ein Pferd leben kann, können auch tausende leben. Kamele werden sich überall da halten, wo sie Nachts unter Dach gestellt werden können, und fühlen sich in unseren Steppen auch sehr wohl.

Ebenso sind alle Versuche mit Reitochsen und Maultieren gut ausgefallen. Zu dem Plan, den afritanischen Elefanten für den Arbeitsdienst zu zähmen, welchen Otto Ehlers vorhat, bin ich nicht in der Lage, hier Stellung zu nehmen, da mir die Leistungsfähigkeit dieses Tieres in Indien im Verhältnis zu seinen Unkosten nicht bekannt ist, und andererseits nicht feststeht, ob der afrikaniische Elefant sich überhaupt zähmen läßt. Aber auch schon die Nutzbarmachung der aufgeführten Lasttiere muß eine segensreiche Revolution in die Verkehrsverhältnisse von Ostafrika bringen.

Alles in allem läßt sich sagen, daß Ostafrika für die Möglichkeit der Entwicklung seiner Verkehrsverhältnisse zwar keineswegs den denkbar günstigsten Bedingungen gegenübersteht, daß aber durchaus kein Grund zum Verzweifeln gegeben ist. Wir bewegen uns auch hier in einer gewissen Mittellinie der vorhandenen natürlichen Verhältnisse; ja in den Seengebieten an unserer Westgrenze besitzen wir sogar verkehrsfördernde Voraussetzungen ersten Ranges.

Der Handel von Deutsch-Ostafrika hat, vornehmlich wegen der primitiven Art der Beförderungsmittel, noch keine sehr großen Umsätze aufzuweisen. Im Jahre 1893 stellte der Gesamtumsatz einen Wert dar von 4 806 134 Dollars oder 13 293 561 Mark. (Einfuhr 7 712 822 Mark; Ausfuhr 5 580 739 Mark.)

Von der Einfuhr bildeten Zeugnisse etwas mehr als die Hälfte; außerdem wurden für 33 162 Dollars landwirtschaftliche, 12 876 Dollars gewerbliche Maschinen eingeführt.